



RICHARD K. BREUER

Madeleine

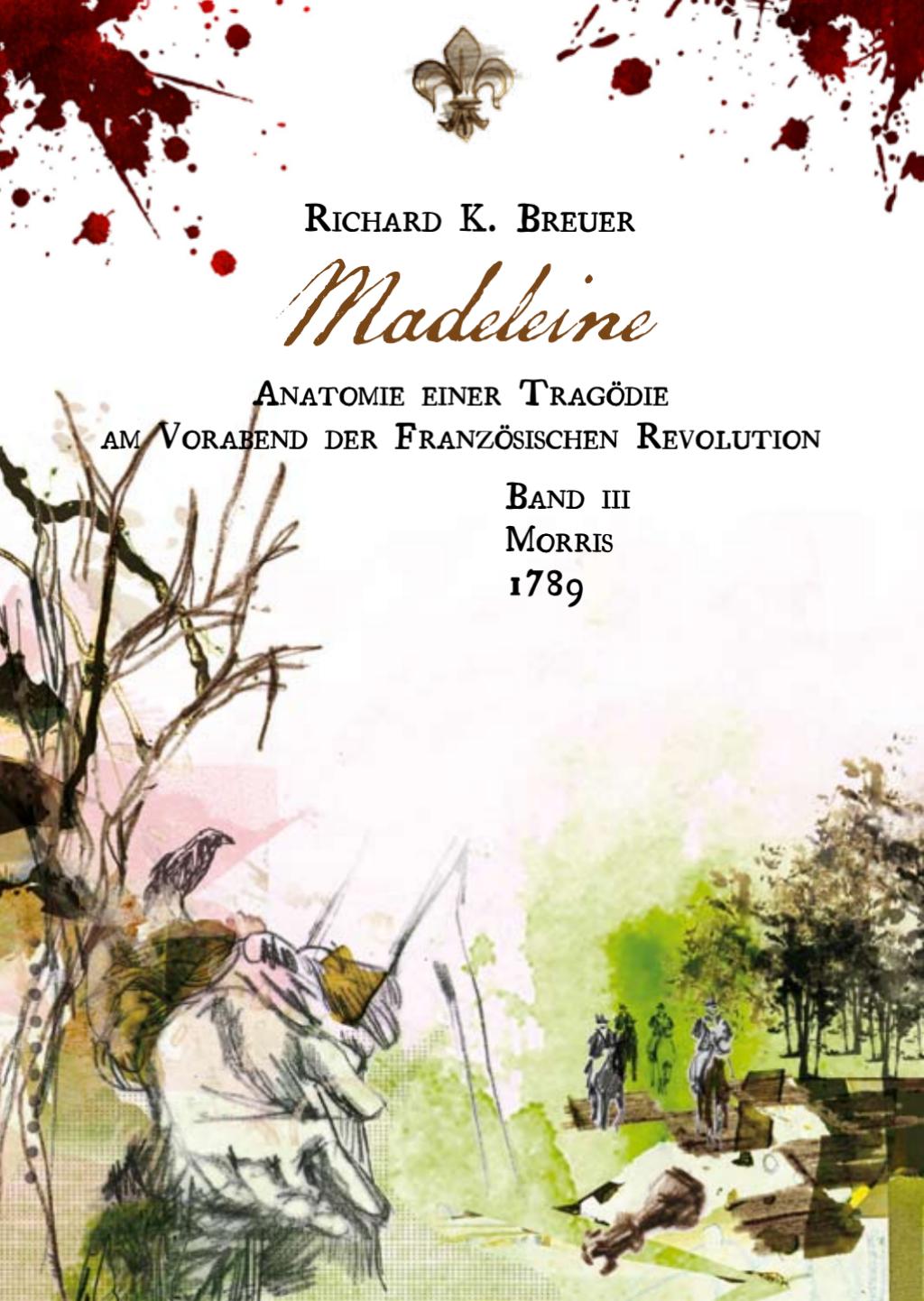
ANATOMIE EINER TRAGÖDIE

AM VORABEND DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

BAND III

MORRIS

1789



BAND I *Die Liebesnacht des Dichters Tiret* ISBN 978-3-9502498-1-1

BAND II *Brouillé* ISBN 978-3-9502498-2-8

BAND IV *Penly* ISBN 978-3-9502498-4-2 (in Vorbereitung)

BAND III Februar 1789. Zwei mächtige polnische Fürsten wollen Aleksander Mickiewicz und die beiden Töchter der Opaliński, Madeleine und Ludomila, tot sehen. Um ihr Ziel zu erreichen, werden ein brutaler Söldnertrupp und ein venezianischer Meuchelmörder ins französische Elsaß gesandt, wo sich die Gesuchten aufhalten sollen. In der abgelegenen Waldlichtung von Saint-Jean Saverne, nicht unweit von Hagenau, kommt es schließlich zum Gefecht. Es wird nicht das letzte sein. Und die Tragödie nimmt ihren Lauf.

ÜBERLIEFERTE PASSAGEN Briefe von Gouverneur Morris; Auszüge aus dem Buch *Was ist der Dritte Stand?* von Abbé Sieyès.

RICHARD K. BREUER, geb. 1968, lebt und arbeitet in Wien. *Madeleine* ist neben *Die Liebesnacht des Dichters Tiret*, *Rotkäppchen* 2069, *Schwarzkopf* und *Brouillé* seine fünfte Veröffentlichung.

INFORMATIONEN zum Autor, zum Buch und zu den Folgebänden, Hörproben, Lesungs-Termine, Rezensionen, sowie weiteres Bonusmaterial unter: <http://www.1668.cc>

LESEPROBE
VERSION 22082010

RICHARD K. BREUER
MADELEINE
ANATOMIE EINER TRAGÖDIE
AM VORABEND DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION
BAND III - MORRIS - 1789

ISBN: 978-3-9502498-3-5

UMFANG: 312 SEITEN

FORMAT: 13,5 X 19 CM

TASCHENBUCH / EBOOK

€ 14,90 / € 4,90

NOVEMBER 2010

WEB: WWW.I668.CC

E-MAIL: TIRET@I668.CC

TWITTER: [@dschun](https://twitter.com/@dschun)

FACEBOOK: RICHARD.K.BREUER

JETZT VORBESTELLEN!

LESEPROBE VERSION 22.AUGUST 2010

COPYRIGHT © 2010 by Richard K. Breuer

Alle Rechte vorbehalten | Nachdruckrechte ausschließlich beim Autor

**SATZ
& UMSCHLAGGESTALTUNG**

Richard K. Breuer

ILLUSTRATION

Kheira Linder

LEKTORAT

Eva Ječminek

2. DURHSICHT

Friederike Bülig

TESTLESERIN

Dagmar Griebsch

DRUCK & BINDUNG

primerate, Budapest

PRINTED IN HUNGARY

ISBN 978-3-9502498-3-5

*Was haben
wir also
getan?*



Die Literatur, die Poesie, die schönen Künste und Wissenschaften,
die Erzeugnisse des Gehirns können niemals einen Menschen ernähren.

RT: @mercier_gemälde_von_paris via @balzac_verlorene_illusionen

99 förderliche Leser müssen es werden, bevor **Madeleine** in einer kleinen Taschenbuchaufage gedruckt wird. Es ist ein Versuchsballon, der herausfinden soll, ob es möglich ist, kleinere (Kunst-) Projekte durch eine Community vorzufinanzieren. Wie sieht also das Prozedere aus? Der geneigte und interessierte Leser und Förderer bestätigt mir seine verbindliche Absicht, einer der >99< zu werden. Das heißt, er schickt mir vorab eine E-Mail an tiret@1668.cc (oder jede andere Adresse, die mich erreicht). Nach Bestätigung, dass noch ein Platz frei ist, ist der Betrag von fünfundzwanzig Euro zu überweisen. Nach Bekanntgabe des 99. Förderers wird der Druck des Taschenbuchs in die Wege geleitet und sollte in wenigen Wochen an die geneigte Leserschaft ohne weitere Kosten verschickt werden können. Natürlich birgt die Förderung auch eine Gefahr, die nicht verschwiegen werden soll: das Nichtzustandekommen der >99<. Somit würde das Buch nie auf Papier gedruckt werden. Deshalb liegt es bei jedem Einzelnen, die Kunde in die weite Welt zu tragen, auf dass sich die verschworene Gruppe der >99< bildet. Und wer möchte nicht Teil einer besonderen Gemeinschaft sein? Für Fragen stehe ich natürlich jederzeit zur Verfügung.

Richard K. Breuer
Autor & Verleger

#99

Die Liste der 99:

- 99 Gunar Peters, Maastricht - Entrepreneur
98 Peter Hellinger, Nürnberg - Autor - www.helli.de
97 Andreas Zwengel, Weiterstadt - Autor - www.andreas-zwengel.de
96 AV., Wien
95 EV., Wien
94 TS., Wien
93 MM., Zürich
92 Herbert Baumgartner, Wien
91 Claudia Toman, Wien - Autorin - www.claudiatoman.blogspot.com
90 Heike Koschyk, Hamburg - Autorin - www.heike-koschyk.de
89 UP., Wien
88 Victoria Schlederer, Wien - Autorin
87 Eva Jećminek, Wien - Lektorin
86 Carsten Tergast, Leer - Journalist & Autor- www.redaktionsbuero-tergast.de
85 Marion Schwehr, München - Gründerin von euryclia
84 Bernd Chory, Wien
83 Angela Rath, Söchau
82 Bernhard Madlener, Wien - Journalist - www.madication.eu
81 Christian Hruz, Wien
80 Martin Weiß, Langenpreising - Unternehmer - www.netzinspektoren.de
79 reserviert
78 reserviert
77 reserviert
76 reserviert
75 reserviert
74 reserviert
73 reserviert
72 reserviert
71 reserviert
70 frei
69 frei
...
...

Madame Anonym über Madeleine

So blöd es klingt, aber die Beiläufigkeit der Gewaltdarstellungen »gefällt« mir; und ich glaube, ich kann mittlerweile benennen, was ich an der Serie so beeindruckend finde: Der Autor erzählt mit dieser zynischen, etwas gelangweilten Leichtigkeit und Understatement, die, nun ja, einem „Intellettuellen“ des Ancièn Régime gut zu Gesicht gestanden hätte; der Autor ist irgendwie auch auf der Metaebene der Erzählstimme in der Zeit, und das ist faszinierend. [...] Die Betrachtungen über Unterschiede, Liebe, Schönheit und (Un)recht am Anfang gefallen mir; eine sehr elegante Art, die verschiedenen »Gegenpositionen«, die die Herrschaften einnehmen, pointiert darzulegen. Ludomila, das Biest. Aber sie weiß, was sie tut. Und sie ist mir immer noch nicht unsympathisch. Das ist eines der wirklich schönen Dinge im Buch: der Autor präsentiert eine ganze Parade von moralisch schwer angeschlagenen, verlogenen, oberflächlichen, grausamen Charakteren – und irgendwie nimmt er mich als Leserin trotzdem für sie ein. Und Madeleine, als einzige Lichtgestalt unter den Schurken und Antihelden. [...] **Tarantino** und **De Sade** verbringen gemeinsam einen kreativen, aber sturzbetrunkenen Nachmittag. So ungefähr liest sich das Kapitel für mich ...

<http://1668cc.wordpress.com/2010/05/28/madeleine-und-madame-anonym-1/>



Vorwort

»Am 17. August, um sechs Uhr abends, war Fouquet der König von Frankreich; um zwei am Morgen war er ein Niemand.«
Voltaire (1694 – 1778)

Am 17. August 1661 gab Jean Fouquet, Vicomte de Melun et Vaux, in seinem prächtigen Schloss Vaux-le-Vicomte ein derart prunkvolles Fest, das selbst den Sonnenkönig Ludwig XIV. vor Neid erblassen ließ. Wie konnte Fouquet zu solch einem Reichtum gelangen? Während der Minderjährigkeit Ludwig XIV. wurde er von der Königinwitwe Anna von Österreich und ihrem ersten Minister und Liebhaber Cardinal Mazarin zum Oberintendanten der Finanzen bestellt und nutzte diese Stellung weidlich aus. Jener Mazarin, der Kardinal Richelieu nachfolgte und dem die einen eisernen Fleiß, scharfblickende Menschenkenntnis und zähe Ausdauer attestierten, während andere wiederum von einer unersättlichen Habgier sprachen, die verantwortlich war, dass er Handel und Gewerbe zugrunde gehen ließ und das Volk in Elend und Not stürzte.

»Der Staat beginnt zu kränkeln, wenn sich die Könige wie Besitzer und die Besitzer sich wie Könige aufführen.«
Rivarol (1753 – 1801)

Fouquet, der Cardinal Mazarin in Prunk und Verschwendungs sucht in nichts nachstand, wurde am besagten Tage, nach seinem prächtigen Fest, arretiert und vom König eines Staatsverbrechens beschuldigt. Fouquets Besitz wurde konfisziert und er selbst in das berühmte Gefängnis Pignerol geworfen, wo er 1680 starb.

»Ah, gestehen wir's doch ehrlich, was wäre eine Republik, die aus all den Aristokratien zusammengesetzt wäre, die an uns nagen?

Der Hort der allerrübrigsten Tyrannie.«

Honoré Gabriel Graf de Mirabeau (1749 – 1791)

Über 300 Jahre später leben wir in einer Welt, in der es keinen Sonnenkönig mehr gibt, dafür aber eine illustre Reihe Mazarins und Fouquets. Deren Namen sind jedermann ein Begriff oder können, ohne Aufwand, in den einschlägigen Wirtschaftsmagazinen ermittelt werden (abgesehen vielleicht von jenen, die es vorziehen, im Hintergrund zu bleiben). Wie konnte es also geschehen, dass die aufgeklärten und gebildeten Bürger des 20. Jahrhunderts ein Regierungs- und Wirtschaftssystem erwählten, das solch eine immense Habgier nicht nur duldet, sondern diese sogar noch förderte und nach ihr verlangte? Die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat nichts an der ungleichen Verteilung zwischen Arm und Reich verändert, ganz im Gegenteil. In den Vereinigten Staaten von Amerika, die die erste Demokratie der Neuzeit mit den Worten

We the People

begründeten, häuften 1 % der Bevölkerung etwa 70 % des gesamten Finanzvermögens an, während 40 % rein gar nichts besitzen. Was wir nun sehen werden, ist die langsame, aber beständige Aushöhlung des einstmals souveränen Nationalstaates durch multinationale Unternehmen. Diese global agierenden Macht- und Profitzentren sind im Begriff, Verfassung und Menschenrechte aufzuweichen, um Einfluss und Gewinn bis ins Unendliche zu steigern. Die Habgier, wenn man so will, wurde nicht nur le-

galisiert, sondern für notwendig befunden, der Bürger hingegen wurde entmündigt und für dumm verkauft. Stück für Stück. Am Ende wird es nur noch eine elitäre Minderheit geben, die alle Macht und alles Vermögen auf sich vereinigt. Ist das absurd? Kein bisschen. Multinationale Unternehmen, »too big to fail«, bestimmen bereits im größten Maße Politik und Medien und können dadurch ungestraft die unglaublichesten Verbrechen begehen. So verurteilen wir politischen Faschismus und religiösen Fanatismus, akzeptieren auf der anderen Seite aber einen menschenverachten Ersatzkapitalismus*, der Profite privatisiert und Verluste verstaatlicht. Wie lange kann dieses System gut gehen, das von einem stetigen Wirtschaftswachstum spricht und außer Acht lässt, dass die Menschheit nur einen Planeten mit endlichen Ressourcen zur Verfügung hat? Machen wir uns da nicht etwas vor? Besser: wird uns da nicht etwas vorgemacht?

»Eines Tages wird alles gut sein, das ist die Hoffnung.
Heute ist alles gut, das ist die Illusion.«
Voltaire (1694 – 1778)

Der vorliegende Band unterscheidet sich erheblich von den vorangegangenen beiden, die den Fokus auf Aleksander Mickiewicz und das angenehm leichte Leben des Adels im Ancien Régime legten. In diesem Band ist vom polnischen Gelehrten keine Spur, wenngleich er in den Köpfen der Protagonisten eine gewichtige Rolle spielt. Man könnte sagen, er löst eine Tragödie aus, ohne persönlich anwesend zu sein. Nebenbei tauchen wir nun erstmals in die Niederungen des Menschen hinab, erzählen von Mord und Totschlag und vom Versuch der Unterprivilegierten, das kärgli-

* nach Joseph Stiglitz, US-Wissenschaftler und Nobelpreisträger

che Leben zu meistern. Das mag freilich nicht sehr angenehm zu lesen sein, aber notwendig, um zu verstehen, woher dieser Hass kam, der späterhin eine Ordnung umstürzen und vielen Menschen den Kopf kosten würde. Für jetzt aber sollte der geneigte Leser nur aufpassen, dass ihm das Lachen nicht im Halse stecken bleibt. Und in Anlehnung an den kommenden Band IV *Penly* gilt bereits hier die Weisheit: Wer zuletzt überlebt, lebt am längsten.

Wien, im August 2010

INHALT

- 45- DER ANFANG EINER GESCHICHTE 15
 - 46- DIE LÖSUNG EINES PROBLEMS 22
 - 47- DIE POLNISCHE ERÖFFNUNG 31
 - 48- DIE SCHIESSÜBUNGEN MADELEINES 39
 - 49- DIE VENEZIANISCHE ERÖFFNUNG 51
 - 50- GESCHWISTERLICHE AUSSPRACHE 61
 - 51- DER AUFTRAG 74
 - 52- EIN LEICHTER ANSTIEG 95
 - 53- DAS ENDE EINER GESCHICHTE 107
 - 54- DER WILDE HAUFEN 112
 - 55- EINE SONDERBARE MEDIZIN 127
 - 56- DAS HAUS MIT DER ROTEN LATERNE 140
 - 57- DIE KRALLEN EINER PRINZESSIN 152
 - 58- ZEHN PEITSCHENHIEBE FÜR EINEN TRAUM 162
 - 59- SCHULD UND SÜHNE 174
 - 60- DER IRRGARTEN MADELEINES 190
 - 61- ZWEI KINDERMÄDCHEN FÜR GALKIN 200
 - 62- Morris 215*
 - 63- EIN UNBEFAHRENER SEITENWEG 224
 - 64- EINE HÜHNERSUPPE IN SAINT-JEAN SAVERNE 231
 - 65- EIN SIMPLER PLAN 244
 - 66- DAS SCHAUFELN EINES GRABES 257
 - 67- DAS LECKEN DER WUNDEN 276
- EXKURS: DAS DILEMMA AUF DEM SEGELBOOT 296
ANMERKUNGEN 298

PERSONENLISTE

Madeleine Opalińska

Ludomila Opalińska

Dr. Steinitz

Major Haddengast

Kutscher

Kutschergeselle

Baron von Dietrich

Herzog Zadlok von Olmütz

Fürst Wielkopolski

Akineev

Ivanovitsch Malafeev Dassajew

Jemeljan Aljechin

Ignacy

Piotr

Maróczy

Tschigorin

Kasparow

Galkin Dassajew

Fürst Raczynski

ein älterer Herr

Lorenzo & Stella

Abbé Muller

Madame Carità

Kardinal Rohan und Gäste

Feldmarschall Troussebois

Adjutant

Belliard & Laurent

Bialy & Hebanowy

der alte Mann (Pionek)

die alte Frau (Hebamme)

Onufry

Žak, Czarno, Rzadszy, Koniec, Padlina, Toizserca, Kozoczu, Ósmy

DER ANFANG EINER GESCHICHTE

BIALY & HEBANOWY

Der alte Mann setzt sich auf ein Fass, atmet schwer.

»Wasz macht er in Lodz?«

Die alte Frau gießt aus einem Tonkrug Wasser in einen Holzbecher und reicht diesen dem alten Mann. Er bedankt sich mit einem Nicken und nimmt einen Schluck.

»Warum tut er mir dasz an? Geht einfach davon. Ich brauche ihn. Wer szorgt für ein paar Münzen, wer beschützt Hausz und Hof, wenn ich nicht mehr kann?«

Die alte Frau sieht zu einem kleinen Fenster hinaus. Es dämmerst.

»Du biszt nur Bauer, Pionek. Dein Hausz, dasz iszt nur eine nasze Hütte, dein Hof nur eine vertrocknete Wiesze. Und dein Szohn ist Diener eines Herrn. Weiszt, Pionek, esz gibt da eine Kapelle, bei Lodz. Esz heiszt, dasz dort der Teufel schläft. Wer ihn aufweckt, kriegt einen Wunsch erfüllt.«

Der alte Mann blickt auf.

»Ich kenn die Mär, Weib.«

Die alte Frau sieht starr aus dem Fenster.

»Dann weiszt auch, wenn der Teufel einmal wach iszt, er nicht mehr einschlafen wird. Szo lange, bisz er szich an toten Szeelen szattgefreszen hat.«

»Ja, ich weisz, Weib.«

»Der Teufel hat schon lang keine Szeele mehr gefreszen, Pionek. Er iszt hungrig.«

Der alte Mann erhebt sich.

»Ich geh nach Lodz.«

Die alte Frau dreht sich zum alten Mann.

»Esz hat keinen Szinn, Pionek. Aber ich weisz ja, du muszt esz tun. Nimm dich nur in Acht, der alte Onufry und szeine Aaszgeier wollen deinen Szohn in Stücke reiszen.«

Der alte Mann sieht zur alten Frau.

»Warum? Wasz hat er dem Onufry gemacht?«

Die alte Frau sieht wieder aus dem kleinen Fenster.

»Dein Szohn iszt mit Hebanowy, der Jüngszen vom Onufry fort.«

Der alte Mann erbleicht.

»Wasz redeszt du da?«

Die alte Frau seufzt.

»Du haszt nur deine kleine Hütte im Kopf, Pionek. Sziehst nit, wasz vor dir pasziert. Bialy, dein Szohn, der hat esz mit der Hebanowy gehalten. Deshalb iszt er in der Nacht fort.«

Der alte Mann schöpft Atem.

»Mit der Hebanowy? Iszt er alleine ... nach Lodz?«

Die alte Frau blickt zu Boden und bekreuzigt sich.

»Ich bin nur eine Hebamm, Pionek. Ich bring die Menschen auf die Welt, wenn Gott esz will.«

Der alte Mann greift sich zitternd an die Stirn.

»Dann iszt er mit der Jüngszen vom Onufry nach Lodz?«

»Dasz Herz, Pionek«, deutet die alte Frau auf ihre Brust, »dasz Herz iszt esz, dasz unsz Dummheiten machen lässt. Aber dasz Herz iszt unschuldig, weiszt? Der Kopf iszt esz, der bösz iszt.«

Der alte Mann schüttelt den Kopf.

»Erzähl mir keine Weiszheiten, altesz Weib, ich musz gehen.«

»Ja, dasz muszt du, Pionek.«

Die alte Frau gibt ihm seinen Hut und Stecken. Er öffnet die Holztür und tritt mit abgewetzten Lederschuhen, die mit Lum-

pen umwickelt sind, ins Freie. Es ist noch dunkel, aber man spürt die Kraft des Morgens. Die Kühle lässt den Atem des alten Mannes gefrieren, während der Wind mit den silbergrauen Haaren der alten Frau spielt. Der alte Mann macht sich auf den Weg.



Der Knecht holt ein Pferd aus dem Stall. Es ist ein junger Achatschecken, dessen helles Fell eine schachbrettähnliche Musterung aus roten und gelben Flecken aufweist. Der alte Onufry klopft dem Pferd an die Seite.

»Du suchst einen Tartaren, Galkin, Sohn von Dassajew, und hier habe ich einen.«

Galkin geht um das Pferd herum.

»Schau es dir nur gut an, Galkin. Es ist gesund und noch keine drei Jahre alt. Es ist das Pferd eines Herrn.«

Galkin öffnet das Maul, besichtigt die Zähne.

»Ja, Galkin, du bist ein Herr. Nicht so ein nichtsnutziger Lump wie Bialy. Sag, weißt du, wo Bialy sein könnte?«



Eine Hand hämmert gegen die Holztür. Mehrmals. Heftig. Die Tür wird von der alten Frau geöffnet. Eine Gruppe junger Männer steht mit ihrem Anführer davor.

Wie oft haben wir von solch einer Szenerie schon gelesen? Da die Jugend, die den Wunsch hat, endlich eine Rolle in der Geschichte spielen zu dürfen. Dort das Alter, das nichts mehr will, nichts mehr hat, genügsam ist mit dem, was die Geschichte noch für sie

bereithält. Der Erzähler entspricht den Wünschen, er verteilt die Rollen und gibt jedem der acht jungen Männer einen Namen. Das hätte er nicht müssen. Weil, der gewitzte Leser mag es bereits erahnen, deren Tod bereits sorgfältig im Voraus skizziert ist.

»Wir szuchen Bialy, vom alten Pionek«, faucht der Anführer – »Wo iszt er, altesz Weib?«

Die alte Frau sieht sich die jungen Männer an. Der Anführer ballt die rechte Hand zur Faust und hält sie drohend in die Höhe.

»Wo iszt der Hundt hin, szag schon, altesz Weib!«

Die alte Frau mustert stumm den Anführer, der ein Messer aus seinem Gürtel zieht.

»Redt schon, du Weibszteufl, oder ich schneidt dich auf!«

Die jungen Männer grölen und ergehen sich in wüsten Beschimpfungen. Die alte Frau wendet sich an den Anführer.

»Du biszt Žak, ich kenn dich. Deine Mutter hat szich die Szeele aus dem Leib geschrien, alsz szie dir dasz Leben schenkte. Szie hätt szich einen beszern Szohn verdient!«

Žak hält ihr drohend das Messer hin.

»Wenn du jetzt nicht dein Maul aufmachszt, altesz Weib, dann mach ich dich tot!«

Žak fuchtelt mit seinem Messer vor ihrem Gesicht. Die alte Frau schweigt. Die jungen Männer wirken ratlos. Der spindeldürre Rzadszy wendet sich leise an Žak.

»Lasz gut szein ...«

Žak gibt Rzadszy einen Tritt, dieser verliert das Gleichgewicht und fällt zu Boden.

»Szag mir nicht, wasz ich machen szoll!«, faucht Žak – »Ich geb die Befehle!«

Czarno, der jüngste der Gruppe, hilft Rzadszy auf die Beine,

während Žak sich wieder an die alte Frau wendet.
»Wo iszt der Hundt? Szag!«
Die alte Frau schweigt. Žak hält ihr drohend das Messer hin.
»Ich schneidt dich auf, Weib!«
Die alte Frau schweigt.
»ICH BRENN DEIN HAUSZ NIEDER!«, brüllt Žak.
Die alte Frau schweigt.
»Da kommt Onufry«, sagt Koniec.
Žak und die anderen drehen sich überrascht zur Straße. Onufry zügelt das Pferd vor der Gruppe, macht aber keine Anstalten vom Pferd zu steigen. Er trägt lederne Handschuhe. Mit seiner kurzen Reitgerte zeigt er auf Žak.
»Lass die Hebamme in Frieden! Der Hundesohn ist mit meiner Hebanowy nach Lodz, zur kleinen Waldkapelle.«
Ein Raunen geht durch die Gruppe.
»Die Kapell iszt verflucht!«, stößt Padlina aus.
»Dort schläft der Teufel!«, ruft Koniec.
»Dasz bringt kein Glück!«, flüstert Toizserca.
»Der will unszere Szeeln!«, nickt Kozoczu.
»Ich geb meine nit!«, schüttelt Ósmy den Kopf.
Žak bringt seine Leute mit einer Handbewegung zum Schweigen. Er wendet sich an Onufry, blickt zu ihm hinauf.
»Sztimmt dasz, Onufry? Iszt ein langer Weg nach Lodz.«
Onufry fixiert Žak.
»Du wirst nicht von mir bezahlt, um Fragen zu stellen, sondern um zu machen, was ich dir sage. Geht das in deinen dämlichen Schädel?«
Žak presst kurz die Lippen aufeinander, dann dreht er sich zu seinen Männern.
»Wir reiten nach Lodz!«

»Gut«, ist Onufry zufrieden und wartet, bis Žak sich wieder zu ihm dreht – »Bring mir meine Tochter!«

Bevor Žak antworten kann, ist es der junge Czarno, der mit der Faust in seine Hand schlägt und sich an Onufry wendet.

»Ich werdt dem Kerl ...«

Onufry versetzt Czarno mit der Gerte einen Schlag ins Gesicht.

»Mit dir Bastard habe ich nicht gesprochen«, zischt Onufry, beugt sich ein Stück zu Žak und fixiert ihn – »Wehe, deine Männer krümmen meiner Hebanowy auch nur ein Haar! Hast du mich verstanden?«

»Tak!«, bejaht Žak und macht dabei eine beschwichtigende Geste – »Und wasz szollen wir mit Bialy machen?«

Onufry beruhigt kurz sein Pferd, zieht die Zügel stramm.

»Der verfluchte Hund ist nur der Sohn eines Bauern. Und was machen wir mit Muschiks^{*}, die abhauen oder mir in die Stube scheißen?«, fragt Onufry, blickt in die Runde und gibt sich selbst die Antwort – »Wir knüpfen sie auf!«



Ein Tagelöhner, der eine kleine Ziege an einem Seil mit sich führt, und der alte Mann gehen die Landstraße entlang. Die kleine Ziege meckert und will nicht mehr weiter.

»Dasz Zicklein iszt allesz, wasz ich noch hab. Der Pfarrer in Sza-chy willsz haben. Mehr hab ich nicht. Szieben Mäuler musz ich sztopfen und keiner gibt mir Arbeit, weiszt.«

Der Tagelöhner zieht am Seil, schleift die kleine Ziege förmlich hinter sich her.

»Vor drei Nächt iszt mein Jüngszer in den Himmel. Hatte Fie-

* russisch für Bauer bzw. Leibeigener

ber. Konnt nicht mal der liebe Herrgott wasz machen«, bekreuzigt sich der Tagelöhner – »Er wirdsz jetzt besztimmt beszer haben, da oben, im Himmel.«

»Dasz wird er«, pflichtet ihm der alte Mann bei – »Gott wird dafür szorgen, dasz unsz allen Gerechtigkeit widerfährst.« Die beiden gehen eine Weile schweigend nebenher.

»Warum gehszt du nach Lodz?«, fragt der Tagelöhner.

»Ich szuche meinen Szohn.«

»Dein Szohn iszt fort? Warum? Er iszt der Szohn von einem freien Bauern, du haszt Hausz und Hof, dasz gehört dir. Andere szind nur die Knecht einesz Herren, der mit ihnen machen kann, wasz er will. Ein Edelmann hat meine Jüngszte geschwängert. Jetzt musz ich ein Maul mehr sztopfen, weiszt, und der Edelmann hatt nur ein paar Münzn und viele Schläg für mich übrig. Warum iszt dein Szohn fort?«

»Er hatte Sztreit mit dem alten Onufry.«

»Der reiche Pferdehändler aus Pabianice? Der hat einem Jud dasz Hausz angezündet und ihm allesz genommen. Iszt lang her, aber ich hör die Schrei noch immer. Bekomm ich nit ausz dem Kopf, weiszt?«

Ein Reiter, hoch zu Ross, trabt ihnen gemächlich entgegen. Die beiden bleiben stehen. Ziehen ihre Hüte. Senken ihre Köpfe. Verharren. Bis der Reiter sich entfernt hat. Die beiden setzen ihre Hüte wieder auf.

»Iszt ein Koszack!«, sagt der Tagelöhner und sieht dem Reiter nach – »Der will besztimmt zum alten Daszajew. Auch ein Koszack. Die kennen kein Erbarmen, wenn esz ihnen juckt. Kommen vielleicht wieder die Muszelmänner zu unsz? Iszt wieder Krieg?«

»Immer iszt Krieg.«

* * * *

DIE LÖSUNG EINES PROBLEMS

Am sechsten des Februars, im Jahre 1789, haben sich im polnischen Reichstag die Deputierten zusammengefunden. Darunter viele der mächtigsten Fürsten, die *Magnaten*^{ANM}, die großen Einfluss auf den König haben und damit die eigentlichen Herrscher Polens sind. Aber da die Magnaten oftmals uneins sind, was die innere und äußere Politik ihres Landes betrifft – die persönliche Bereicherung gilt mehr als das Wohl Polens – konnte die russische Zarin 1772 Teile Ostpolens annektieren und ihrem Reich einverleiben. Obwohl diese Annexion den Fürsten bedeuten hätte müssen, nun gemeinsam gegen jeglichen äußeren Feind vorzugehen, änderte es ihre selbstsüchtige Haltung in keiner Weise. Bald wird sich auch das rächen. Doch 1789 geht alles noch seinen gewohnten Gang. Da sich die Sitzung des Reichstags um eine Stunde verschoben hat, ziehen sich drei der Deputierten in ein Zimmer zurück. Sie haben eine wichtige Angelegenheit zu besprechen, die keinen Aufschub duldet. Fürst Wielkopolski, dicklich und schwerfällig, lässt sich auf eine gepolsterte Bank fallen. Fürst Raczynski wählt einen gepolsterten Stuhl, gegenüber der Bank, und setzt sich mit aller Vorsicht. Sein Kammerdiener reicht ihm ein parfümiertes Tuch, mit dem er sich Wangen und Stirn abtupft. Graf Laski wartet, bis es sich die beiden Fürsten bequem gemacht haben, so dann setzt er sich ebenfalls. Wielkopolski klatscht in die Hände. Augenblicklich kommen drei Diener zu ihm. Unterwürfig reicht man ihm auf einem polierten Tablett geräucherte Fischköpfe und einen Silberpokal mit Rotwein. Wielkopolski greift sich einen Fischkopf und steckt sich diesen in den Mund. Raczynski rollt verächtlich die Augen, als er der wilden Schmatzerei seines Gegenübers ansichtig

wird und lässt sich von seinem Diener Luft zufächeln. Graf Laski sitzt nur da. Regungslos. Und wartet. Wielkopolski leckt sich die Finger ab. Wählt einen weiteren Fischkopf.

»Also, Laski, was weiß man von diesem Bastard?«

Laski löst seine Starre, fährt mit seinem Zeigefinger über die Unterlippe, dann beugt er seinen Oberkörper um eine Nuance nach vor und zur rechten Seite, dort, wo Wielkopolski thront.

»Dieser ... Bastard, Monseigneur, heißt Aleksander Mickiewicz. Er ist Gelehrter der Akademie zu Krakau und von keiner auffälligen Statur. Über seinen Lebenswandel gibt es nicht viel zu berichten und auf der politischen Bühne ist er nie sonderlich aufgefallen. Er genießt in Gelehrtenkreisen einen hervorragenden Ruf. Er gilt als kühler Kopf, ist stoisch und den Frauen gegenüber reserviert eingestellt. Man könnte meinen, dass ihm das slawische Blut gänzlich fremd sei.«

Wielkopolski schluckt hinunter, während Raczynski kurz in sein Tuch hustelt.

»Wie kommt es«, setzt Raczynski mit hoher Stimme zu einer Frage an, »dass ihn dieser sonderbare Marquis aus Grenoble beschützt?«

Laski wendet seinen Kopf um eine Nuance zu Raczynski.

»Vermutlich, Monseigneur, spielte dem Marquis der glückliche Zufall in die Hände. Auf einer Soiree der Opalińskis wurde ihm der Gelehrte vorgestellt. Vielleicht, wir wissen es nicht, wurde der Marquis von den Opalińskis ins Vertrauen gezogen. Gewiss ist nur, dass sich der Marquis auf eigennützige Weise dieses Gelehrten angenommen und ihn vor unseren Handlangern gerettet hat. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, ist Monsieur Mickiewicz längst in Frankreich und für uns unerreichbar ...«

»Unerreichbar?«, brüllt Wielkopolski dazwischen – »Unerreich-

bar ist er dann, wenn er auf dem Mond spazierte. Aber er ist nur in Frankreich. Schickt ihm einen Söldnertrupp auf die Fersen, die sollen ihm endgültig den Garaus machen. Ich will mich nicht mehr mit diesem lächerlichen Wurm befassen müssen!«

Wielkopolski nimmt verärgert einen Schluck aus dem Pokal und verschüttet dabei ein wenig Rotwein. Laski will etwas entgegnen, wird aber mit einer Handbewegung Wielkopolskis zum Schweigen gebracht.

»Sagt mir jetzt nicht, dass wir Zeit haben, Laski. Ich weiß, dass Potocki bereits alle Urkunden hat, die es braucht, um diesen nichtsnutzigen Kerl zu einem Anjou zu machen. Noch hält ihn der Schatzmeister hin. Aber wie lange geht das noch? Der König wartet doch nur auf eine Gelegenheit, uns zu schwächen. Ja, er will uns bluten lassen, der Hurensohn. Aber ich gebe meinen Teil des Erbes nicht mehr her. Nicht für einen verfluchten Bastard!«

»Ich möchte meinen Teil genauso wenig geben müssen und es führt wohl kein Weg vorbei, den Gelehrten seines Lebens zu beraubten«, nickt Raczynski und sieht zu Laski – »Aber dafür einen wilden Haufen aus Halunken und Strolchen beauftragen?«

Raczynski lacht spitz in seine flache Hand. Dann fasst er sich und fährt ruhig fort.

»Das ist geradezu grotesk! Polen unterhält gute Verbindungen zu Frankreich, aber wie würden wir dastehen, wenn dieser mordende Söldnertrupp mit uns in Verbindung gebracht wird? Hach, nicht auszudenken, diese Schmach.«

Raczynski presst sich das Tuch gegen die Stirn.

»Ha!«, ruft Wielkopolski – »Ich habe gute Männer, auf die ist Verlass!«

»Verlass?«, wiederholt Raczynski verächtlich und sieht zu Laski – »Nein, das geht nicht an! Ich möchte in dieser so wichtigen

Angelegenheit meine eigene Lösung präferieren!«

WielkopolSKI prustet.

»Wollt Ihr den Bastard vielleicht zu Tode parfümieren?«

»Ihr beleidigt mich!«, empört sich Raczyński in hellem Ton und gibt seinem Diener einen Wink.

Dieser reicht ihm ein Glas Wasser. Raczyński taucht die Spitze seines Tuches kurz darin ein und betupft seine Lippen.

»Ich schlage vor, dass wir einen ausgesuchten Mann nach Frankreich entsenden, der diese für uns so unangenehme Angelegenheit ein für alle Mal aus der Welt schafft. Auf eine dezente, leise und unserem Stand angemessene Art und Weise.«

WielkopolSKI mustert Raczyński mit einem skeptischen Blick.

»Ihr wollt ihm also einen Meuchelmörder auf den Hals hetzen?«

»So ist es!«, nickt Raczyński und verlangt nach Luft.

WielkopolSKI sieht zu Laski, dann wieder zu Raczyński und beginnt zu lachen. Raczyńskis Mundwinkel zucken immer wieder kurz nach oben, während ihm der Diener Luft zufächelt und das Lachen von WielkopolSKI merklich anschwillt.

»Ihr solltet zuweilen den französischen Hof besuchen, WielkopolSKI. Vielleicht bringt man es zu Wege, Euch noch Manieren und Etikette beizubringen. Aber Euer Französisch ist, wie ich höre, von einer beschämenden Tonalität.«

WielkopolSKI schlägt mit der flachen Hand auf die Bank.

»Genug, Raczyński! Macht, wie Ihr es für richtig haltet. Ich werde meine Bluthunde beauftragen und diesen Bastard in Stücke reißen. Von ihm soll nichts mehr übrig bleiben. Nichts! Gar nichts!«

WielkopolSKI nimmt einen Schluck. Raczyński seufzt und wendet sich von seinem Gegenüber ab. Laski wartet kurz, dann beugt er sich ein Stück nach vor.

»Messieurs, ist es mir erlaubt, meine Meinung darzulegen?«

Die beiden geben mit einer kurzen Geste ihr Einverständnis.
»Vielleicht mag es eine gute Idee sein, beide Wege einzuschlagen«, wendet sich Laski ein wenig nach rechts, dann ein wenig nach links – »Fürst Wielkopolski schickt einen Trupp von Söldnern nach Frankreich und Fürst Raczynski beauftragt einen Meuchelmörder. Am Ende ist es nicht weiter von Belang, wer denn nun unser Problem löst, solange Aleksander Mickiewicz zu Tode gebracht wird. Wir erinnern uns, dass die Opalińskis bereits in der sicheren Annahme waren, sich dieses Problems entledigt zu haben. So einen Fehler dürfen wir uns kein zweites Mal erlauben. In Anbetracht der Wichtigkeit und Dringlichkeit unseres Problems ist eine doppelte Beauftragung durchaus angebracht. Was meinen die hochgeschätzten Fürsten hierzu?«

Raczynski und Wielkopolski sind in Gedanken. Schließlich geben sie mit einem kurzen Nicken ihre Zustimmung und Laski fährt fort.

»Wie mir aus einer durchaus verlässlichen Quelle berichtet wurde, hat es Monsieur Mickiewicz nicht nur zu Wege gebracht, den Überfall auf seine Kutsche abzuwenden, sondern auch noch die ältere Tochter der Opalińskis in andere Umstände zu bringen.«
»Der Kerl hat die hässliche Opalińska geschwängert?«, ruft Wielkopolski und beginnt lauthals zu lachen.

»Mademoiselle Ludomila?«, ist Raczynski erstaunt – »Ich hätte diesem Mickiewicz mehr Geschmack zugetraut. Aber was soll man von einem Gelehrten, für den nur der innere Reiz Schönheit ist, auch anderes erwarten?«

Raczynski lässt sich ein parfümiertes Stofftuch reichen. Er beginnt, seinen Hals abzutupfen, während das Gelächter seines Gegenübers langsam abflaut. Laski ergreift wieder das Wort.

»Wenn es also stimmt, dass Monsieur Mickiewicz Vater wird,

müssen wir dann nicht berücksichtigen, dass die Mutter seines Kindes einer angesehenen Familie entstammt? Auch wenn die Opalińskis vom Reichsrat geächtet sind, so dürfen wir diese Verbindung nicht außer Acht lassen. Herzog von Olmütz hat sich der beiden Schwestern angenommen und beschützt sie. Ich denke, er steht in Diensten des Marquis oder schuldet ihm eine Gefälligkeit.«

WielkopolSKI lässt sich Wein nachfüllen.

»Wir werden die Welt von diesem hässlichen Weib befreien. Nach ihr kräht kein Hahn. Wer war es eigentlich, der die Opalińskis an den König verraten hat?«

WielkopolSKI nimmt einen großen Schluck.

»Die näheren Umstände dieses Verrats liegen im Dunkeln«, antwortet Laski – »Wir müssen aber annehmen, dass der Verräter aus dem näheren Umfeld der Familie gekommen sein muss und ...«

Laski wird durch das Klopfen an der Tür unterbrochen. Ein Diener meldet Graf Potocki. Die Herrschaften bitten ihn herein.

»Monsieur le comte«, erhebt sich Laski, während die beiden Fürsten sitzen bleiben und dem neuen Gast nur zunicken – »Es freut mich, Euch wieder zu sehen.«

»Ganz meinerseits, Monsieur le comte. Ich komme in einer, mir nicht unwichtigen Angelegenheit.«

Potocki wird gebeten, Platz zu nehmen. Er setzt sich in einen Stuhl, der gegenüber von Laski steht. Potocki holt aus einer Mappe ein Dokument.

»Monseigneurs, Stanislaus Poniatowski, Großschatzmeister von Litauen, hat mich gebeten, auf die geringe Zahl der Reiterei in unseren Reiterkompanien eindringlichst hinzuweisen.«

WielkopolSKI schlägt mit einer Hand auf das Sitzpolster.

»Was sagte er letztens über unsere leichte Reiterei?«

»Sie sei ein verwirrter Haufen«, rümpft Raczynski die Nase.
»Ja, ein verwirrter Haufen!«, knurrt Wielkopolski – »Was will er von uns?«

Potocki wartet, bis sich die Gemüter wieder beruhigt haben.
»In der heutigen Sitzung, der 63. Session^{ANM}, soll nun endlich beschlossen werden, die Reiterkompanien zum Ende des Mai monats auf bis zu 150 Mann zu erhöhen. Für die Rekrutierung dieser Männer, sowie Bereitstellung der Pferde und Ausrüstung, sollen dafür jeweils 4000 polnische Gulden aus der Schatzkammer gezahlt werden. Nun sind aber die Verhandlungen für einen Kredit über zehn Millionen Gulden ins Stocken geraten. Deshalb hat sich nun Bankier Tepver erboten, 100.000 Ducaten ohne Zinsen vorzuschießen.«

Potocki sieht zu Wielkopolski, dann zu Raczynski.
»Was will er dafür?«, knurrt Wielkopolski.
»Er würde sich wünschen, dass man für seine Person das Indigenat erteile und man es seinen beiden Schwiegersöhnen erlaube, Ländereien anzukaufen. Der Großschatzmeister würde es gerne sehen, wenn diese Forderungen erfüllt werden, Monseigneurs.« Schweigen.

»Meinetwegen«, seufzt Raczynski.
»Dann soll es in Gottes Namen so sein«, gibt auch Wielkopolski seine Zustimmung – »Woher haben diese Aasfresser so viel Geld?«

Potocki steckt das Dokument wieder in die Mappe.
»Sie wissen, wie man es vermehrt«, antwortet Potocki, ohne Wielkopolski anzusehen, und erhebt sich – »Monseigneurs, Monsieur le comte, ich danke Ihnen für Ihre Zustimmung in dieser so wichtigen Angelegenheit zum Wohle unseres Landes.« Laski erhebt sich ebenfalls und verabschiedet Potocki sehr höf-

lich. Als die Tür geschlossen wird, setzt sich Laski wieder und streicht seine Kniehose glatt. Wielkopolski sieht zur Tür.

»Diesen Potocki werde ich auch noch wie eine fette Made zerquetschen!«

»Was seid Ihr nur so vulgär, Wielkopolski?«, schüttelt Raczynski abschätzig den Kopf und wendet sich an Laski – »Wir wollten noch die letzten Details unserer Lösung besprechen.«

Laski beugt sich wieder ein klein wenig nach vor.

»Die beiden Töchter der Opalińskis werden sich nach Frankreich begeben, um Monsieur Mickiewicz und Marquis d'Angélique zu treffen. Wir können davon ausgehen, dass die Heirat in Frankreich vollzogen wird.«

»Heirat?«, überschlägt sich die Stimme Raczynskis.

»So weit wird es nicht kommen!«, knurrt Wielkopolski.

Laski nickt.

»Ja, wir werden es zu verhindern wissen. Aber der Marquis ist ein Fuchs und Meister des Ränkespiels. Über ihn werden wir demnach Monsieur Mickiewicz nicht zu fassen bekommen. Der Weg zu diesem führt nur über die beiden Schwestern. Ich konnte in Erfahrung bringen, dass die beiden zu einem Jagdfest Kardinal Rohans geladen sind. Es wird in zwei Wochen in Haguenau, im französischen *Elsaß*^{ANM} stattfinden. Auch ist mir zu Ohren gekommen, dass Monsieur Mickiewicz in Liebe zu Mademoiselle Madeleine, der jüngeren Tochter der Opalińskis, vergeht. Was nicht weiter verwunderlich ist, wenn man sich ihre Schönheit vor Augen führt. Ich bin der festen Überzeugung, wenn Mademoiselle Madeleine an die Tür von Monsieur Mickiewicz klopft, wird er ohne Zögern öffnen und sich zu erkennen geben.«

»Ihr haltet ihn für so unvorsichtig?«

Laski lächelt.

»Die Liebe, Monseigneurs, führt auch den vorsichtigsten Mann blindlings zur Schlachtbank.«

• • • •

30

DIE POLNISCHE ERÖFFNUNG

Ivanovitsch Malafeev Dassajew betritt den großen Pferdestall seines Gutshofes. Es riecht nach Mist und Stroh.

»Zeig mir das Pferd, Galkin!«

»Ja, Vater.«

Galkin führt das junge Pferd aus dem Gatter und zu seinem Vater. Dassajew öffnet das Maul des Achatschecken.

»Es ist ein Tartare, Vater«, sagt Galkin, während der unruhige Schecken die Ohren abwechselnd senkt und hebt.

»Wie alt soll das Ross sein?«

»Drei Jahre, Vater.«

»Hat dir das der Händler gesagt?«

»Ja, Vater.«

Dassajew geht um das nervöse Pferde herum.

»Hast du dir die Zähne angesehen?«, fragt Dassajew.

»Das hab ich, Vater.«

»Das Pferd ist sechs Jahre alt. Zum mindest. Es hat keine Milchzähne mehr! Ist dir das nicht aufgefallen?«

»Ich dachte, die Backenzähne des Tartaren sind noch Milchzähne und ...«

Dassajew bringt Galkin mit einer Geste zum Schweigen und geht an die Seite des Tieres.

»Es ist ein Russe, kein Tartare! Er hat eingefallene Flanken! Hörst du nicht, wie kurzatmig der Gaul ist?«

Dassajew beobachtet, wie das Pferd die Vorderfüße aufsetzt.

»Es fuchtelt!«, schüttelt Dassajew verächtlich den Kopf – »Wir werden den Russen zurückgeben. Bei wem hast du es gekauft?«

»Beim alten Onufry, Vater.«

Dassajew sieht streng zu Galkin.
»Ich habe dir doch verboten, bei ihm zu kaufen.«
»Er machte mir ein gutes Angebot, Vater.«
»Das nennst du also ein gutes Angebot?«, schüttelt Dassajew den Kopf – »Jeder Stallknecht hätte bemerkt, dass dieser Gaul nichts taugt. Jeder Stallknecht! Du bringst ihn morgen zurück!«
»Ja, Vater.«

Dassajew geht, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, aus dem Stall. Galkin sieht seinem Vater nach, dann führt er den Achatschecken in ein Gatter. Ein Knecht, der Pferdemist aus dem Neubengatter schaufelt, hebt seinen Kopf und stützt sich mit beiden Händen auf die Schaufel.

»'sz Pferdt taugt nit, junger Herr«, kommt es vom Knecht. Galkin dreht sich zu ihm.
»Sattel mein Pferd!«, fährt er ihn an.

Der Knecht stellt die Holzschaufel zur Seite, holt Galkins Pferd, einen Brauntiger, sattelt es und führt es zu ihm. Galkin nimmt die Zügel.

»Und jetzt mach weiter!«, zischt Galkin dem Knecht entgegen – »Oder ich lass dich wie einen Hund prügeln!«

Der Knecht geht zurück und beginnt wieder zu schaufeln, während Galkin mit seinem Pferd ausreitet. Wenig später kommt eine Magd in den Stall und schlägt dem Knecht auf die Schulter.

»Iszt der gnädig Herr da?«

»Der isz nit da«, dreht sich der Knecht zu ihr und deutet mit dem Kopf zum Achatschecken – »Weiszt, der kleine Galkin, der hat nur Augn für die Hebanowy, vom Onufry. Deshalb hat er szich ein lahmen Gaul aufschwatzten laszen. Die Lieb macht blind. Der kleine Galkin, dasz iszt ein böszer Bub.«

Der Knecht lacht laut auf. Verfaulte Zähne sind zu sehen. Die

Magd schüttelt den Kopf.
»Was erzählszt da, du dummer Hundt? Unszer gnädiger Herr nimmt Galkin mit. Fort gehensz. Wirszt schon szehen, der junge Herr wird unsz alle stolz machn! Er iszt ein guter Bub.«
Der Knecht lacht heiser auf und stellt die Schaufel weg.
»Ich bin auch ein guter Bub, weiszt?«, fasst der Knecht mit seinen schmutzigen Händen an die Brüste der Magd – »Heut szindsz aber weich.«
»Hab den Bengel grad sztillt«, antwortet die Magd und macht sich los – »Musz den gnädign Herrn szuchn! Ein Gaszt iszt kommen.«
»Geh, esz dauert nit lang«, zieht sich der Knecht die Hose herunter.
»Nit jetzt«, verlässt die Magd schnellen Schrittes den Stall.
Der Knecht sieht ihr nach, zieht seine Hose hinauf, nimmt die Schaufel und beginnt wieder, Pferdemist aufzuhäufen. Er blickt zum unruhigen Achatschecken im Nebengatter und spuckt auf den Boden.
»Taugszt einen Dreck, du lahmer Gaul! Wirszt bald vorn Karrn szpannt. Dann wirszt die Peitschn vom Herrn szpürn..«



Zwei Tagesreisen von Warschau entfernt, breitet sich vor dem Reiter eine weite, flache Ebene aus. Die Luft ist kühl und feucht, während die Sonnenstrahlen des Februars bereits erahnen lassen, dass der Frühling nicht mehr lange auf sich warten lässt. Das Pferd des Reiters ist ein Rotfuchs, ein leicht geapfelter, ins dunkle Rot gehender Türke mit weißlicher Mähne. Er trägt seine Last ohne Anstrengung und geht im Schritt. Diese kräftige Pferderasse ist

ein Abkömmling des persischen Pferdes und vermischt sich einst mit dem tartarischen. Die Tiere sind leicht, von gutem Atem und scheuen keine Strapazen. Der Reiter sitzt locker im Sattel. Neben den Satteltaschen, einer Decke, Wasserschlauch, Pulvertasche und Proviantsack kommen zwei Halfter zum Vorschein. In dem einen steckt eine Flinte mit kurzem Lauf, in dem anderen eine Pistole. Ein leicht gekrümmter Säbel ohne Korb – die Schaschka – steckt in einer hölzernen Scheide und ist über die Schulter geworfen. Der besondere Säbel verrät, dass der Reiter Kosake ist und dem niederen polnischen Landadel angehört. Während des gemächlichen Ritts verändert sich die Landschaft kaum. Felder. Wiesen. Flure. Kleine Waldstücke. Ein Bach, der ohne Mühen durchquert werden kann. Dann und wann kleine Hütten oder notdürftige Holzverschläge der *ländlichen Bevölkerung*^{ANM.} Hin und wieder begegnen dem Reiter andere Reisende, zumeist Bauern und Knechte, die armselig gekleidet, ohne Schuhwerk, nur mit Lumpen an den Füßen, in das nächste Dorf gehen oder ihren Esel antreiben, der einen kleinen Karren hinter sich herzieht. Die Bauern bleiben stehen, ziehen ihre Hüte, senken ihre Köpfe und warten, bis der Reiter an ihnen vorbeigetrabt ist. Aber der Reiter nimmt diese Unterwürfigkeitsrituale mit keiner Geste zur Kenntnis. Nach einer Stunde gemächlichen Ritts erreicht er eine Abzweigung und schlägt den Weg nach Buchin ein, zum Gutshof der Dassajews. Beim großen Herrschaftshaus angekommen, steigt er von seinem Pferd. Ein junger Knecht kommt zu ihm, senkt seinen Kopf und wartet, bis ihm die Zügel in die Hand gegeben werden. Während der Rotfuchs zur Tränke geführt wird, streift sich der Reiter die ledernen Handschuhe ab und klopft sich den Staub der Landstraße von der Hose. Die Frau des Hauses tritt mit einer Magd vor die Tür und besieht sich den Neuankömmling.

»Jemeljan Aljechin!«, ruft die Frau erfreut und breitet die Arme aus – »Mein guter Jan!«

»Agnieszka!«, lacht Aljechin.

Sie umarmen sich.

»Wie geht es meinem großen Bruder?«, löst sich Agnieszka.

»Der übliche Gang der Welt, Schwester. Wer eine große Familie hat, hat vielerlei Verpflichtung. Mein Eheweib ist brav und liebt ihre Kinder über alles. Meine vier Söhne werden bald ein Alter erreicht haben, da sie auf eigenen Füßen stehen können und die drei Mädchen sind bereits versprochen und werden in den nächsten Sommern den Hof verlassen.«

Agnieszka sieht ihren Bruder eine Weile zärtlich an, dann senkt sie ihren Blick.

»Wie lange werdet ihr diesmal forbleiben?«

»Ich weiß es nicht. Was bekümmert dich, Schwester?«

»Es geht mir um Galkin, unseren jüngsten Sohn. Ivanovitsch möchte ihn auf die Reise mitnehmen, aber er ist noch so jung und verträumt. Ich bitte dich, Bruder, sprich mit Ivanovitsch, wirke auf ihn günstig ein, so dass ich meinen Jüngsten noch einen Sommer bei mir haben darf.«

Aljechin zögert mit der Antwort. Agnieszka nimmt Aljechins Hand in die ihre.

»Nur einen Sommer, mein Bruder, nur einen Sommer.«

»Wenn es der Wille des Vaters ist, werde ich nicht das Wort gegen ihn richten, Schwester!«

Agnieszka blickt bittend in seine Augen. Aljechin streicht nachdenklich um seinen aufgezwirbelten Schnauzbart.

»Gut. Ich werde mit ihm reden.«

»Ich danke dir, Bruder!«, küsst sie seine Hand – »Und jetzt komm in die Stube. Der alte Dassajew möchte dich sehen.«

Agnieszka gibt der Magd die Anweisung, Ivanovitsch zu suchen und ihm mitzuteilen, dass Besuch gekommen ist. Die Magd nickt und geht davon.



Agnieszka führt ihren Bruder in die Stube, wo der Älteste der Dassajews auf der Bank sitzt und seine Pfeife schmaucht. Der alte, dickbäuchige Dassajew trägt seinen weißen Haarkranz, sowie seinen silbrigen, mächtigen Schnurrbart, dessen Spitzen bis zu den Schultern herunterhängen, mit sichtbarem Stolz. Eine rote Knollennase wird umrahmt von gut durchbluteten Wangen, buschigen Augenbrauen und dunklen Augen, die von einer unerschütterlichen Kraft und Zähigkeit und von seinen Vorfahren erzählen, die die Steppen beritten und keinen Kampf scheuten. Die Dassajews, genauso wie die Aljechins, entstammen Kosakenfamilien, die sich westlich des Dneprs ansiedelten und vom polnischen König in seinem Reich aufgenommen wurden. Sie sollten als Vormauer das polnische Kernland gegen die russischen, türkischen und tartarischen Heere schützen. Für diesen Dienst erhielten sie Subsidien in Form von Ländereien an der Ostgrenze Polens und gehörten damit dem polnischen Kleinadel an. Aber mit den Jahren kamen diese Ländereien unter den Einfluss der Magnaten. Diese mächtigen polnischen Fürsten herrschen in ihren weitläufigen Provinzen uneingeschränkt und absolut. Sie dulden weder die Bevormundung ihres Königs, noch den Ungehorsam ihrer Untertanen. Die Aljechins und Dassajews sind Freie, müssen aber Dienst für ihren Magnaten tun. Ihre Urgroßväter haben diesen ihr Wort gegeben. Und die Söhne der Söhne halten ihr Wort. Als der alte Dassajew Aljechin begrüßt, bricht diese unbeschreibliche Lebensfreude

in dem alten Mann aus. Er lacht aus vollem Herzen und trägt Agnieszka auf, dem Gast sofort ein besonderes Mahl zu reichen. Agnieszka gießt aus einem Krug die Ziegenmilch in tönerner Becher, schneidet mehrere Scheiben vom dunklen Brot und schöpft die kalte Rote-Rüben-Suppe in die Holzteller. Während Aljechin ausgiebig isst und trinkt, wird er immer wieder vom alten Dassajew angehalten, von seinen Söhnen und ihren Pferden zu erzählen und ob sie ihm Ehre machen, und ob sie schon ordentlich mit der Schaschka umgehen können, und ob sie – vor allem! – mit der Lanze vertraut sind. Aljechin gibt ausführlich Antwort.



Ivanovitsch Malafeev Dassajew und Jemeljan Aljechin verlassen den Gutshof, schlendern den kleinen, schmalen Zufahrtsweg, der zur Landstraße führt, entlang. Obwohl es merklich kühl ist und der Wind unangenehm in die Kleidung fährt, scheint es die beiden nicht sonderlich zu stören. Knechte und Mägde senken ihre Köpfe und warten, bis die gnädigen Herren vorbei sind. Die beiden kommen zu einem großen Gemüsegarten, der von einer Steinmauer umfasst ist, setzen sich auf die hüfthohe Mauer und holen ihre Pfeifen aus den Taschen.

»Wielkopolski möchte uns sehen«, sagt Dassajew – »Wir reiten morgen bei Sonnenaufgang von hier los.«

»Wie lang sind wir fort?«, stopft Aljechin den Tabak in der Pfeife fest.

»Vier Wochen. Vielleicht länger.«

»Reiten wir allein?«

»Nein«, entzündet Dassajew den Tabak in seiner Pfeife – »Fünf Männer kommen mit uns. Wielkopolski hat sie ausgesucht.«

»Können wir ihnen trauen?«

»Man wird sehen«, antwortet Dassajew und sieht kurz in Richtung seines Hofes – »Ich werde meinen Jüngsten mitnehmen. Es wird Zeit für Galkin, sich zu beweisen.«

»Agnieszka glaubt, dass er noch nicht so weit ist.«

»Mein Entschluss steht fest. Er kommt mit und wird mir und meinen Ahnen Ehre machen.«

»Gut«, sagt Aljechin und bringt ebenfalls den Tabak zum Glühen – »Ich werde ein Auge auf ihn haben.«

»Sollte dir Galkin nicht den nötigen Respekt erweisen, bitte ich dich als Freund, ihn zu bestrafen.«

»Du hast mein Versprechen«, nickt Aljechin.

Beide beginnen an ihren Pfeifen zu paffen. Ein Hase läuft über den Acker. Ein Fuchs verfolgt ihn. Der Hase schlägt Haken. Einen. Zwei. Drei. Vier. Dann verschwinden die beiden im Unterholz eines kleinen, dunklen Waldstücks.

»Der alte Dassajew spricht noch immer nicht mit dir?«, fragt Aljechin.

»Kein Wort.«

Dassajew nimmt einen kräftigen Zug von der Pfeife. Beide blicken schweigend über die Felder und zum kleinen, dunklen Waldstück.

* * *

DIE SCHIESSÜBUNGEN MADELEINES

Madeleine, die jüngere Tochter der Opalińskis, zieht den Hahn der Pistole zurück, legt an, sieht über den Lauf der Pistole hinweg und nimmt ihr Ziel sorgsam ins Visier: Eine Vogelscheuche aus Stroh, über die ein weißes Laken geworfen ist. Mehrere Einschusslöcher sind zu sehen. Madeleine atmet ruhig und wartet. Dann, als sie den richtigen Moment spürt, zieht sie mit dem Zeigefinger am Abzug. Der Hahn löst sich und schnellt nach vor, entfacht das Zündkraut und bewirkt augenblicklich die Explosion der Treibladung. Die Bleikugel durchschlägt das weiße Laken und bleibt im Stroh stecken. Madeleine lässt die Pistole langsam sinken. Es riecht nach verbranntem Schießpulver. Major Haddengast, ein Offizier der Englischen Krone im mittleren Alter, geht an Madeleines Seite, nimmt ihr die Pistole aus der Hand und reicht ihr eine geladene. Dann geht er zwei Schritte zurück und wartet. Auf den Schuss. Der keine Minute später erfolgt. Die Bleikugel durchschlägt erneut das Laken und verfängt sich im Stroh. Haddengast nimmt Madeleine die leer geschossene Pistole ab.

»Das war ausgezeichnet, Mademoiselle Madeleine. Morgen werden wir das Ziel um zwanzig Fuß nach hinten verlegen.«

»Darf ich noch einmal schießen?«, fragt Madeleine.

»Lassen wir es für heute gut sein.«

»Bitte«, blickt sie ihn mit großen Augen an.

Haddengast überlegt. Dann geht er zum Tisch, der wenige Schritte von ihm entfernt aufgestellt ist, legt eine der beiden Pistolen darauf ab und beginnt die andere zu laden. Madeleine blickt ihm neugierig über die Schulter und verfolgt gebannt die Ladeprozessur.

»Es sieht mir gar nicht schwer aus«, sagt Madeleine – »Darf ich es auch einmal versuchen?«

»So einfach, wie es aussieht, ist es nicht, Mademoiselle Madeleine. Es bedarf viel Übung und Aufmerksamkeit, die richtige Menge Zündkraut in die Pfanne zu streuen. Erwischt man zu viel, könnte es den Schützen verletzen, erwischt man zu wenig, tut sich nichts. Will man die Ursache beheben, könnte es zu einer verspäteten Entzündung kommen. Ich habe es oft beobachten müssen, wie schwerste Verletzungen verursacht wurden, nur weil der Schütze unaufmerksam war.«

Er reicht Madeleine die geladene Pistole.

»Sie wissen doch, Mademoiselle Madeleine, dass für mich sehr viel auf dem Spiel steht, da ich diese Übungen dem Herzog verschweige.«

»Danke, Monsieur le commandant, ich weiß es wirklich zu schätzen, dass Sie sich solche Mühe mit mir geben«, nimmt Madeleine die Pistole und geht an ihre Ausgangsposition, die etwa zwanzig Schritt von ihrem Ziel entfernt ist. Sie legt wieder an, spürt das Gewicht, gegen das sie anzukämpfen hat, in ihrer gestreckten Hand, zielt diesmal auf den schmalen Kopfbereich und zieht wenige Atemzüge später den Abzug zurück. Die abgeschossene Bleikugel verfehlt das Ziel und schlägt hörbar in eine Holzwand ein, die sich etwa zweihundert Fuß hinter der Vogelscheuche befindet. »Daneben«, lässt Madeleine enttäuscht die Pistole sinken und dreht ihren Kopf zu Haddengast – »Wie ist es, jemanden mit einer Pistole zu treffen?«

Haddengast übergeht die Frage, nimmt ihr die Pistole ab und geht wieder zum Tisch zurück, gefolgt von Madeleine.

»Was mag es für ein Gefühl sein, den Feind im Angesicht einer Schlacht niederzustrecken?«, fragt Madeleine, nimmt das Pulver-

horn in die Hand und riecht daran – »Ist es ein berauschendes Gefühl?«

»Mademoiselle Madeleine!«, kommt es von Haddengast mit strengem Ton – »Stellen Sie mir keine Fragen, die ich Ihnen nicht zu beantworten gedenke.«

Madeleine möchte etwas entgegnen, lässt es aber sein, als ihr Haddengast demonstrativ den Rücken zudreht. Ein Dienstbote kommt zu ihnen und verneigt sich.

»Seine herzögliche Eminenz erwartet die gnädigen Herrschaften im Salon.«

»Sorge dafür, dass die Sachen hier auf mein Zimmer gebracht werden«, weist ihn Haddengast an.

»Sehr wohl«, verneigt sich der Lakai.

Haddengast und Madeleine gehen zum Schloss zurück. Der Oberdiener empfängt die beiden im Foyer.

»Die gnädigen Herrschaften werden im Salon erwartet.«

Der Oberdiener winkt zwei Lakaien zu sich. Der eine trägt eine Porzellanschüssel, der andere einen großen Krug mit frischem Wasser. Haddengast lässt sich Wasser über seine Hände gießen. Der Oberdiener reicht ihm ein sauberes Tuch. Während Haddengast seine Hände abtrocknet, wird die Reinigungsprozedur bei Madeleine wiederholt. Haddengast wartet, bis Madeleine ihrerseits ihre Hände getrocknet hat, sodann suchen sie den Salon auf.



Ludomila, die ältere Tochter der Opalińskis, liegt auf der Chaiselongue und liest in einem Buch. Sie ist in anderen Umständen und wird, aller Voraussicht nach, in sechs Wochen ein Kind zur

Welt bringen. Doktor Steinitz, ein dicklicher Herr im besten Alter, kommt zu ihr und stellt seine Arzttasche ab.

»Fräulein Ludomila?«, spricht er sie in deutscher Sprache an und beugt sich ein Stück zu ihr – »Es ist wieder soweit.«

Ludomila legt das Buch zur Seite. Steinitz holt eine klobige, silberne Taschenuhr aus der Rocktasche und klappt sie auf. Ludomila betrachtet fasziniert die Uhr. Steinitz bemerkt es. Er hält sie in ihre Richtung.

»Gefällt Sie Ihnen? Herzog von Zadlok gab sie mir heute Morgen zum Geschenk. Seht, sie hat ein kleines Schlagwerk eingebaut. So ist es möglich, auch in der Finsternis die Zeit zu wissen.«

Steinitz zieht an einem Stift und löst damit das Schlagwerk aus. Andächtig lauscht Ludomila und vernimmt zuerst zwei helle und danach drei tiefe Töne.

»Es ist eine Viertelstunde vor der dritten Stunde des Nachmittags«, wirft Steinitz prüfend einen Blick auf das Ziffernblatt – »Der helle Ton zeigt die volle Stunde, der tiefe Ton das Viertel einer Stunde an. Ist es nicht beeindruckend, zu welch einer Meisterleistung die Uhrmacher in der Lage sind? Diese Uhr wurde in der Stadt London hergestellt und ich darf sagen, dass kein französisches Werk an dieses heranreicht. Ein edles Stück ist sie. Darf ich nun um Ihre Hand bitten, Fräulein Ludomila?«

Sie streckt ihren rechten Arm nach vor. Steinitz nimmt ihre Hand und sucht ihren Puls.

»Gibt es noch immer keine Nachricht, Herr Doktor?«

Steinitz findet den Puls und sieht auf seine Uhr.

»Es dürfte Neuigkeiten geben, Fräulein Ludomila. Herzog von Zadlok wünscht uns im Salon zu sehen.«

»Ja?«, sieht sie ihn mit großen Augen an – »Es gibt also gute Nachrichten?«

»Fräulein Ludomila, ich muss Sie bitten, sich wieder zu beruhigen. Ihr Puls geht mir zu schnell. Denken Sie an Ihr Kind.« Ludomila senkt ihren Kopf.

»Ja, natürlich, Herr Doktor.«

Steinitz seufzt, wartet und fühlt erneut Ludomilas Puls. Als er fertig ist, klappt er die Taschenuhr zu und steckt sie wieder in seinen Rock. Er nimmt seine Arzttasche, geht zu einem Polsterstuhl, setzt sich, öffnet die Tasche, holt ein Schweißtuch heraus und tupft kleine Schweißperlen von seiner Stirn. Seine roten Wangen zeugen von einem erhitzten Körper, der keine große Aufregung verträgt. Steinitz spricht fließend polnisch, deutsch und französisch, da seine Mutter aus Krakau, sein Vater aus Wien stammten und er eine gutbürgerliche Erziehung genoss. Viele Jahre war er jener Arzt, den die Opalińskis immer dann zu Rate zogen, wenn die eigenen Ärzte mit ihrem Latein am Ende waren. Oftmals konnte er Krankheiten heilen, die andere für aussichtslos hielten. Die Heilkuren von Steinitz muten zuweilen recht unorthodox an, erzielen aber bei vielen Patienten große Wirkung. Neben den magnetisierten Wasser- und Schwitzkuren fabriziert er für jeden Krankheitsfall Kräuterpastillen, verordnet strenges Fasten und vertraut auf das Wissen jener alten Bücher, die von der Kirche abschätzig als Hexenfibeln bezeichnet und demzufolge verbrannt oder verboten wurden. Des Weiteren ist Steinitz der Meinung, dass Sorgen und Ängste durch tiefgehende und einfühlsame Gespräche gelindert werden können. Während die eifersüchtige Ärzteschaft in Wien und Warschau seine Heilmethoden als Scharlatanerie abtut, ist der polnische und österreichische Hochadel von seinen Heilkünsten überzeugt. Unzählige Aufenthalte in polnischen Schlössern und österreichischen Sommerresidenzen sowie viele teure Geschenke zeugen davon.

Steinitz wurde vom polnischen Grafen Potocki beauftragt, Ludomila und Madeleine ins österreichische Olmütz zu begleiten und ihr Leibarzt zu werden. Mit großen Freiheiten ausgestattet, kümmert er sich im Besonderen um Ludomila. Steinitz holt ein kleines Döschen aus der Tasche.

»Fräulein Ludomila, ich empfehle, dass Sie von nun an jeden Morgen eine dieser Pastillen zu sich nehmen. Dazu trinken Sie einen Krug Wasser.«

»Einen Krug?«, wiederholt Ludomila – »Ich trinke nur Tee, Herr Doktor.«

»Magnetisiertes Wasser!«, betont Steinitz mit großer Strenge – »Sie werden sehen, es wird Ihnen gut tun. Und vor allem Ihrem Kind!«

»Wie Sie meinen, Herr Doktor«, nickt Ludomila – »Was möchte uns Herzog Zadlok mitteilen? Reisen wir endlich nach Frankreich? Darf ich mir erhoffen, den Vater meines Kindes zu treffen? Möchte er sein Versprechen halten? Sagen Sie es mir, Herr Doktor.« Steinitz erhebt sich.

»Beruhigen Sie sich, Fräulein Ludomila. Denken Sie daran, dass jede Aufregung Ihrem Kind großen Schaden zufügen kann. Und jetzt möchte ich Sie bitten, mich in den Salon zu begleiten.«

»Ja, Herr Doktor.«



Im Salon haben es sich die Herrschaften bequem gemacht. Es werden Getränke und kleine Appetithäppchen gereicht. Steinitz und Haddengast greifen immer wieder zu, während Madeleine und Ludomila nur an ihren Gläsern nippen. Die Anspannung ist in den Gesichtern der beiden Schwestern abzulesen. Schließlich

stellt der Gastgeber, Herzog Zadlok von Olmütz, sein Glas weg, sieht zu Madeleine, dann zu Ludomila.

»Ich möchte die gnädigen Damen nicht unnötig hinhalten, deshalb werde ich sogleich zum wesentlichen Punkt vordringen. Es gilt Abschied zu nehmen, Mesdames. So schwer es mir fällt, dies können Sie mir getrost glauben, so werde ich Sie ziehen lassen. Der von mir hoch geschätzte Marquis d'Angélique hat mich gebeten, Sie nach Frankreich zu entsenden. In zwei Tagen werden Sie mit Doktor Steinitz und Major Haddengast aufbrechen. In Penly, einer Festung, die im Meer gelegen ist, soll die Hochzeitsfeierlichkeit zwischen Ihnen, Mademoiselle Ludomila, und dem Vater Ihres Kindes stattfinden.«

Der Herzog hält sein Glas in die Höhe. Die anderen machen es ihm nach.

»Möge die Reise, möge die Hochzeit zu unserer aller Zufriedenheit und Glück ausfallen.«

Es wird genippt und getrunken. Ludomila streicht lächelnd um ihren Bauch. Die Erleichterung, die diese Nachricht auslöst, ist ihr förmlich anzusehen. Madeleine beißt sich die Lippe blutig. Der Herzog stellt sein Glas zur Seite und fährt fort.

»Ich möchte betonen, dass diese Reise unter größter Vorsicht und Verschwiegenheit zu geschehen habe. Es gibt, wie soll ich sagen, nun, es gibt Halunken, die Monsieur Mickiewicz nach dem Leben trachten. Deshalb werden die Damen nicht direkten Weges nach Penly reisen, sondern einen Umweg über das französische Elsaß machen und in Begleitung von Doktor Steinitz und Major Haddengast der Einladung Kardinal Rohans folgen, der in Haguenau ein großes Jagdfest ausrichtet. Baron von Dietrich, ein Vertrauter des Marquis, wird Sie in Straßburg willkommen heißen, Sie für eine Weile in seinem Hause aufnehmen und für

Ihre Sicherheit sorgen. Damit ist der Reiseplan gegeben. Was sagen die Damen hierzu?«

»Oh, ein Fest in Frankreich?«, ist Ludomila erfreut – »Solch eine Ablenkung, im beginnenden Frühling, wird mir und meiner jungen Schwester sicherlich gut tun. Der lange Winter war doch recht trübsinnig.«

»Es ist nicht nur der Winter, der einen trübsinnig macht, werte Schwester«, entgegnet Madeleine – »Ich freue mich, endlich Frankreich sehen zu dürfen. Man hört so viel von Paris und dem König.«

»Frankreich wird den Damen sicherlich gefallen, wenngleich man das Elsaß nicht mit der Normandie und schon gar nicht mit Paris vergleichen darf«, sagt Zadlok und wendet sich zu Steinitz, der seine Stirn abtupft – »Ich würde Sie bitten, Monsieur le docteur, der werdenden Mutter nicht von der Seite zu weichen. Sorgen Sie dafür, dass sich die Reisestrapazen in Grenzen halten. Auf die Gesundheit von Mademoiselle Ludomila zu achten, ist das oberste Gebot.«

Steinitz steckt sein Schweißtuch weg.

»Sie können sich auf mich verlassen, verehrter Herzog. Ich werde alles in meiner Macht stehende tun, um die Reise für Mademoiselle Ludomila so angenehm wie nur möglich zu gestalten ...«, sagt Steinitz, hüstelt verlegen, dann fährt er fort – »Selbstverständlich werde ich mich auch um Mademoiselle Madeleine zu kümmern wissen. Ich schlage vor, dass wir die Fahrt durch viele kleine Pausen unterbrechen und längere Ruhephasen einlegen. Ich werde die wichtigsten Kräuter und Arzneien mit mir führen. Die Damen sind bei mir in den besten Händen, verehrter Herzog.«

»Ich habe nichts anderes erwartet, Monsieur le docteur«, nickt Zadlok und richtet das Wort an Haddengast, dessen Blick auf

Madeleine ruht – »Major Haddengast, ich wünsche, dass jegliche Situation vermieden wird, die die Reisegesellschaft in eine Gefahr bringen könnte. Als ehemaliger Offizier der Englischen Krone, als erfahrener Soldat, der viele Schlachten gefochten hat, fürchten Sie nicht den Tod, vielmehr die Schmach. Ich weiß es nur zu gut. Sollte es einmal die Situation erfordern, dass Sie zwischen dem einen und dem anderen wählen müssen, so bitte ich Sie inständig, eine unehrenhafte Schmach standhaft zu nehmen, wenn Sie dadurch Leib und Leben der Ihnen anvertrauten Damen und Herren gerettet wissen.«

Haddengast blickt zu Boden. Steinitz räuspert sich.

»Sie können versichert sein, Monsieur le commandant, dass jede Schmach, wie schlimm sie auch sein mag, leichter zu kurieren ist, als eine brandige Fleischwunde.«

Haddengast sieht verständnislos zu Steinitz, dann zu Zadlok.

»Sie haben mein Wort, dass ich mein Leben oder meine Ehre gebe, um das Leben der mir anvertrauten Reisegesellschaft zu schützen.«

Zadlok nickt ihm dankend zu. Es entsteht eine Gesprächspause. Madeleine und Ludomila entschuldigen sich und ziehen sich in ihre Zimmer zurück.

»Nun, Herr Doktor«, beginnt Zadlok und wechselt vom Französischen ins Deutsche, »welchen Eindruck haben Sie von den beiden Damen gewonnen?«

Steinitz tupft sich wieder mit seinem Tuch die Stirn.

»Ich hatte in den letzten Wochen gute Gelegenheit, sie zu beobachten, aber ich werde in keiner Weise schlau aus dem Gehabe, das sie an den Tag legen. Fräulein Ludomila ist sehr belesen, sehr klug, während Fräulein Madeleine eine reizende junge Dame ist, deren Äußeres sehr ansprechend ist. Die beiden Schwestern sind

grundverschieden und, verzeiht meine Offenheit, werter Herzog, in ihrer Art boshaft gegeneinander. Möchten Sie mich aufklären, worin diese geschwisterliche Eifersucht begründet ist?«

»Gewiss, Herr Doktor. Ich erfuhr selbst erst vor wenigen Wochen, durch eine Nachricht von Marquis d'Angélique, was im Sommer des Vorjahres vorgefallen ist. Aleksander Mickiewicz, ein polnischer Gelehrter, war damals zu Gast im Hause der Opalińskis. Fräulein Madeleine entflammte für ihn. Obwohl sich der Gelehrte auch zu Fräulein Madeleine hingezogen fühlte, verbrachte er doch eine gemeinsame Nacht mit Fräulein Ludomila und die Auswirkungen dieser einen Liebesnacht sind wohl bekannt. Wie ich bereits sagte, wird unser polnischer Gelehrter Fräulein Ludomila das Eheversprechen geben und seinem Kind ein guter und treuer Vater sein. So ist es abgemacht.«

Haddengast lässt sich von einem Diener Cognac geben.

»Und wie ist es um das Herz von Fräulein Madeleine bestellt? Hegt sie noch immer Zuneigung für diesen Gelehrten?«

»Wir müssen wohl davon ausgehen«, antwortet der Herzog.

»Dann fühlen sich beide Damen diesem Manne zugetan?«, schrekt Steinitz hoch – »Eifersucht und Missgunst sind schlechte Reisebegleiter.«

»Könnte wirklich übel werden«, murmelt Haddengast, leert sein Glas und verlangt nach einem weiteren.

Steinitz bläst langsam über seine dicken Lippen.

»Nun erschließen sich mir die Hintergründe dieser geschwisterlichen Zwistigkeiten. Ich möchte hoffen, dass es während der Reise zu keinem Streit zwischen den beiden Damen kommt. Fräulein Ludomila darf unter keinen Umständen einer größeren Erregung ausgesetzt werden.«

Der Herzog seufzt.

»Dann wird es wohl an Ihnen liegen, meine Herren, für die nötige Ruhe zu sorgen. Aber seien Sie nachsichtig. Gerade Fräulein Madeleine ist noch jung an Jahren und musste schon allerlei erdulden.«

Die drei nehmen einen Schluck.

»Herr Major!«, wendet sich der Herzog an ihn – »Mir wurde zu Ohren gebracht, dass Sie Fräulein Madeleine das Schießen mit Pistolen erlauben. Sie haben bei mir diesbezüglich keine Erlaubnis eingeholt!«

Haddengast richtet sich gerade.

»Verzeihen Sie, verehrter Herzog, aber Fräulein Madeleine machte mir einen sehr betrüblichen Eindruck die letzten Wochen, sodass ich sie aufzuheitern versuchte. Mit dem Schießen gelang es mir vortrefflich. Aber ich achte darauf, dass sie sich nicht übernimmt oder übermüdig wird. Diese Schießübungen sind nur von kurzer Dauer. Des Weiteren habe ich das Schwarzpulver in den Papierpatronen soweit verringert, dass der Rückschlag erheblich vermindert ist und die abgeschossene Bleikugel keine große Distanz zurücklegen kann. Würde man ihr das Schießen verbieten, ich befürchte, sie könnte wieder in diese schlimme Lethargie verfallen.«

Der Herzog legt nachdenklich seine Stirn in Falten.

»Wenn ich mich hierzu äußern dürfte, werter Herzog«, kommt es von Steinitz – »Da diese Übungen das Gemüt von Fräulein Madeleine erhellen, sehe ich keinen Grund, es ihr zu verbieten. Natürlich geziemt es sich nicht für eine Dame aus gutem Hause mit einer Pistole zu schießen, aber von mir und dem Major wird es sicherlich niemand erfahren.«

Der Herzog fährt sich unschlüssig um das Kinn.

»Mit all meinem Respekt, verehrter Herzog«, sagt Haddengast, »aber sollte es während der Reise zum Äußersten kommen, wür-

de ein erfahrener Schütze nicht fehl am Platze sein.«

»Wie meinen Sie, Herr Major?«, schluckt Steinitz – »Inwiefern sollte es ... zum Äußersten kommen?«

»Herr Doktor«, dreht sich Haddengast zu ihm – »Wenn wir auf Landstraßen unterwegs sind, kann es gut und gerne sein, dass man unsere Kutsche als lohnendes Opfer ausspäht. Aber wir werden uns nicht wehrlos ergeben!«

»Ich bin Arzt«, knetet Steinitz unruhig seine dicken Finger, »kein Söldner.«

»Das ist mir bewusst, Herr Doktor«, sagt Haddengast – »Ich wollte damit nur anzeigen, dass der Kutscher und sein Gehilfe ausgesuchte Männer sein müssen, die mit Flinte und Pistole umzugehen wissen. Das sollte alleine schon reichen, um eine Räuberbande in die Flucht zu schlagen. Halunken ohne Ehrgefühl sind leicht zu beeindrucken, Herr Doktor.«

»Und wenn nicht?«, fällt Steinitz in eine gedankliche Starre.

»Nun gut, Herr Major«, kommt Zadlok zu einem Entschluss – »Wir lassen die Vergangenheit ruhen. Aber ich verlange, dass Sie unter keinen Umständen Fräulein Madeleine erlauben, außerhalb dieser Schlossmauern mit einer Pistole zu schießen. Sie ist noch zu sehr Kind, als dass sie begreift, wie gefährlich solch eine Waffe sein kann.«

»Ich möchte keine Pistole!«, löst Steinitz plötzlich seine Starre – »Unter keinen Umständen! Ich habe mit eigenen Augen gesehen, was diese Bleikugeln dem menschlichen Körper antun. Es ist ... grauenhaft.«

Haddengast nickt.

»Aber manchmal notwendig.«

* * *

DIE VENEZIANISCHE ERÖFFNUNG

Die Taverne »Zur silbernen Gans« in Krakau ist in den frühen Abendstunden gut besucht. Die mit Kerzen und Öllampen erleuchtete Gastwirtschaft ist mit den verschiedensten Gäste bevölkert: Großbauern, die am Markt ihre Erzeugnisse losschlagen konnten und vor ihrer Heimreise noch Bier oder Wein trinken wollen; Bürger, die die letzten Neuigkeiten austauschen; Spekulanten, die das eine oder andere lukrative Geschäft abzuschließen hoffen; Soldaten, die unter lautem Geschrei ihren Sold verspielen; fahrende Händler, die zum ersten Mal in der Stadt sind; zwei Mademoiselles, mäßig attraktiv, die ihre Liebesdienste nicht nur in Paris, sondern auch in Krakau anbieten, halten Ausschau nach lüsternen Freiern mit dicken Börsen. Im großen Kamin prasselt das Feuer angenehm vor sich hin, darüber köchelt ein Topf mit Bigos*, das einer der Küchengehilfen hin und wieder umrührt. Der Wirt schöpft mit einer Kelle in den Topf, führt diese zum Mund und probiert von dem Gericht. Er verzieht angeekelt das Gesicht, gibt dem Küchengehilfen eine Ohrfeige, geht in die Speisekammer, kommt wieder zurück und wirft mehrere Paprikaschoten in den Topf. In einer Ecke, an einem kleinen Tisch, sitzt Lorenzo. Seine überaus bunte, auffällige Kleidung deutet eher auf einen närrischen Hofnarren hin, denn auf einen herrschaftlichen Hofherrn. Jeder, der sich an seinen Tisch setzen möchte, schickt er mit einem strengen Blick und einer eindeutigen Geste wieder weg. Manch einer der Gäste zeigt bereits fragend mit den Fingern auf ihn, andere belustigen sich ob seiner ausgefallenen Kleidung. Das Gelächter ist deutlich zu verneh-

* Krauttopf

men, aber Lorenzo stört es nicht weiter. Er schlürft in aller Ruhe das Bigos von seinem Holzlöffel. Lorenzo ist noch keine dreißig Jahre alt, von schlanker Statur und nicht sonderlich auffällig in seiner Physiognomie, wenngleich er als Fremder leichtens ausgemacht werden kann. Sein Bart ist gestutzt und nach italienischer Mode geschnitten, seine schwarze, gelockte Haarpracht ist am Kopfende mit einer roten Schleife zusammengebunden. Ein gut gekleideter älterer Herr kommt an seinen Tisch, blickt sich nach allen Seiten um und wendet sich schließlich an Lorenzo.

»Seid Ihr Monsieur Lorenzo di Scola?«

Lorenzo schiebt den leeren Holzteller zur Seite, blickt langsam auf und mustert den älteren Herren, der eine weiße Nelke in seiner Hand hält. Dieser tippt mit dem Zeigefinger auf die Blume und macht ein fragendes Gesicht. Lorenzo wartet noch ein wenig zu. Dann erhebt er sich und macht eine grazile Verneigung.

»Was kann Lorenzo di Scola für den Signorino tun?«

Der ältere Herr nimmt sichtlich erleichtert an seinem Tisch Platz, ohne seinen Hut abzunehmen und trägt dem Wirten auf, Wein zu bringen.

»Ich komme in einem besonderen Auftrag zu Euch«, rückt der ältere Herr mit dem Stuhl zum Tisch, ist aber äußerst angewidert vom Schmutz und den Speiseresten, die sich auf der Tischplatte angesammelt haben.

»Ein besonderer Auftrag? Das klingt wie Vivaldi in meinen Ohren«, nimmt Lorenzo ebenfalls wieder Platz – »Wer soll mein Musikstück zu hören bekommen?«

Die Magd stellt einen Krug Wein und einen Becher auf dem Tisch ab. Der ältere Herr wartet, bis sie wieder weg ist.

»Sein Name ist Aleksander Mickiewicz, ein gewöhnlicher polnischer Gelehrter aus der Akademie zu Krakau. Mein Auftragge-

ber würde sein Ableben mit einer großzügig bemessenen Summe abgelten.«

»Ma non mi dire? *Tatsächlich?* Wie hoch ist diese Summe, von der wir sprechen?«

»Tausend Silbertaler!«

»Mi piace! *Das gefällt mir!* Eine hübsche Summe. Wie viel wird im Voraus gezahlt?«

»Siebzig Silbertaler sollten für die Reise und Eure sonstigen Auslagen genügen.«

Lorenzo runzelt die Stirn.

»Wohin soll denn die Reise gehen?«

»Nach Frankreich«, antwortet der ältere Herr, gießt ein wenig Wein in seinen Becher, führt diesen zur Nase, riecht daran und stellt den Becher angeekelt von sich – »Was für eine Beleidigung.«

»Francia?«, ist Lorenzo überrascht – »Dann sind hundert Taler zu zahlen. Ihr möchtet doch nicht, dass ich in den Kleidern eines römischen Bettelmönchs zu Werke gehe, eh?«

»Nein, das wollen wir natürlich nicht«, gibt der ältere Herr zurück, greift in seinen Rock und holt einen kleinen Beutel hervor, den er zu Lorenzo hinüberschiebt – »Mit diesen Münzen könnte ein preußischer Beamter ein Jahr bestreiten. Ihr braucht nicht nachzuzählen, es sind neunundneunzig Taler.«

»Neunundneunzig?«, wiederholt Lorenzo und tippt sich an die Nase – »Da fehlt mir doch einer!«

»Ich erlaube mir, einen Taler einzubehalten. Das bringt uns bei den Glück. Ihr wollt doch nicht, dass dieser Auftrag unter einem schlechten Stern beginnt?«

»Stern?«, murmelt Lorenzo, nimmt den dicken Beutel und lässt ihn in seinem Rock verschwinden – »Schlechte Sterne. Gute Sterne. Am nützlichsten ist mir eine mondlose Nacht. Möge mir

Euer Glückstaler den rechten Weg weisen. Wie kann ich Signor Mickiewicz finden?«

»Monsieur Mickiewicz ist in Frankreich und genießt den Schutz eines gewissen Marquis d'Angélique, der ein findiger Diplomat ist und stets ein wachsames Auge auf seinen Schützling hat. Von ihm werdet Ihr den Aufenthaltsort nicht erfahren. Am einfachsten wird es wohl sein, wenn Ihr Euch an die beiden Töchter der Opalińskis haltet, die Herrn Mickiewicz in Frankreich aufzusuchen werden. Die beiden Damen reisen von Olmütz nach Haguenau bei Straßburg, wo Kardinal Rohan zu einem Jagdfest und anschließendem festlichen Ball lädt. Ihr werdet an diesem Fest teilnehmen.«

Der ältere Herr holt aus seinem Rock ein gefaltetes und gesiegeltes Dokument und reicht es Lorenzo.

»Hier ist die Einladung. Mein Auftraggeber hat einen venezianischen Gesandten mit Namen Morosini samt Gemahlin auf die Gästeliste des Kardinals setzen lassen. Ihr solltet demnach nicht abgewiesen werden. Beziiglich Eurer Begleitung haben wir Mademoiselle Stella ausgesucht und sie bereits nach Haguenau geschickt. Sie wird bei Madame Carità, einem der Wollust zugesetzten Hause, in direkter Nähe des Hauptplatzes gelegen, auf Euch warten. Sie weiß natürlich nicht, worum es geht. Instruiert sie oder lasst es sein. Falls Ihr es nicht zu Wege bringt, den Aufenthaltsort des gesuchten Mannes von den Damen in Erfahrung zu bringen, folgt ihnen auf Schritt und Tritt. Am Ende ihrer Reise werden sie mit Monsieur Mickiewicz zusammentreffen. Dies ist gewiss!«

»Ist es?«

»Ihr müsst wissen, dass Monsieur Mickiewicz in großer Liebe zu Mademoiselle Madeleine, der jüngeren Opaliński, vergeht, hin-

gegen die ältere, Mademoiselle Ludomila, in andere Umstände brachte und diese in Frankreich zu heiraten gedenkt.«

»Rispettabile!«, nickt Lorenzo anerkennend.

Der ältere Herr fährt fort:

»Das beste Erkennungsmerkmal von Monsieur Mickiewicz ist ein besonderes Bernsteinmedaillon, welches er um den Hals zu tragen pflegt. Dieses Medaillon soll als Beweis seines Todes gelten. Auf dem Medaillon ist das Bild des Heiligen Georg zu sehen und die Inschrift ‚Tiret‘ zu lesen.«

»Mit einem toten dragone?«

»Kennt Ihr dieses Medaillon?«

»Nur ein Gedanke, der mich streifte«, besieht sich Lorenzo das Siegel auf der Einladung.

»Wenn Monsieur Mickiewicz sein Leben ausgehaucht hat, wäre meinem Auftraggeber ebenfalls sehr gelegen, wenn Mademoiselle Ludomila dem Vater Ihres Kindes in den Tod folgte. Ich gehe davon aus, dass es keine Umstände für Euch macht. Bringt mir den Familienring der Opalińskis und ich zahle vierhundert Taler.«

»Bene! Was ist mit der jüngeren Schwester?«

Der ältere Herr runzelt die Stirn.

»Darüber gab es keine ausdrückliche Instruktion. Nun, ich denke, es würde das tragische Bild nur komplettieren und ich spreche für meinen Auftraggeber, wenn ich Euch zweihundert Taler für deren Tod verspreche. Auch hier erwarte ich mir den Familienring als Beweis.«

»Perfettamente!«, strahlt Lorenzo, winkt die junge Magd zu sich, ordert bei ihr eine Flasche teuren Weines, nimmt ihre Hand und führt sie an seine Lippen.

»Wolln mich der gnädige Herr gar freszn?«, lacht die Magd.

»Assolutamente, Signorina«, zwinkert er und lässt ihre Hand los.

Der ältere Herr räuspert sich, während die Magd durch eine kleine Tür in den Keller steigt.

»Ja?«, wendet Lorenzo seinen Blick von der Kellertür.

»Vergesst nicht, Ihr müsst mir dieses Bernsteinmedaillon als Beweis seines Todes bringen!«

»Wie könnte ich das vergessen, Signore? Es bringt mir viele Münzen ein.«

Der ältere Herr mustert sein Gegenüber mit einem überaus skeptischen Blick.

»Eure Aufmerksamkeit lässt mir sehr zu wünschen übrig. Langsam frage ich mich, ob Ihr der Richtige für diesen Auftrag seid. Es steht viel auf dem Spiel für meinen Auftraggeber. Ich habe nicht vor, ihn zu enttäuschen.«

Lorenzo deutet auf sich.

»Eh? Lorenzo di Scola hat seine Aufträge immer erledigt!«, gibt er mit verletztem Stolz zurück – »An wen darf ich Nachricht geben, wenn die Tat getan?«

»Bringt die Beweise nach Paris, ins Café Patin und fragt nach Monsieur Joseph. Er wird Euch die versprochene Summe auszahlen, so Ihr ihm das Medaillon und die Ringe aushändigen könnt.«

»Paris?«, wiederholt Lorenzo erfreut und wirft einen träumenden Blick an die Decke – »Endlich eine Metropole, die meiner würdig ist. Nicht diese ekelhaften Städte, in denen man sich wie eine widerliche Ratte fühlt. Ah, Paris, wo die Frauen derart wohlschmeckend parfümiert sind, dass es einem das Herz höher schlagen lässt. Wo sich charmanter Witz und vollendet Geist ein Stelldichein geben. Wo ein edler Signorino ein König, eine edle Signorina eine Dirne sein kann, eh?«

»Dumm, dass die Franzosen nichts von Musik verstehen!«, merkt

der ältere Herr an, erhebt sich und legt eine Münze auf den Tisch – »Ich wünsche Euch viel Glück für die Unternehmung. Möge sie erfolgreich sein.«

»Fortuna? Pah!«, macht Lorenzo eine abschätzige Handbewegung und erhebt sich ebenfalls – »Ich verlasse mich nicht auf Glück! Ich verlasse mich auf meine Fingerfertigkeit, meinen Instinkt und ... meinen erlesenen Geschmack.«

Lorenzo beginnt, nach der Magd Ausschau zu halten. Der ältere Herr zieht seine Handschuhe fest.

»Wie sagt man in Eurem Lande zum Abschied? Arrivedici?«
»Arrivederla.«

Der ältere Herr nickt Lorenzo zu, dreht sich um und geht davon. Wenig später kommt die Magd aus dem Keller. Sie stellt eine Weinflasche auf dem Tisch ab. Dabei beugt sie sich aufreizend nach vor, sodass Lorenzo einen guten Blick auf und in ihren Ausschnitt hat. Er nimmt ihre Hand.

»Der gnädig Herr kann wohl nit genug von mir haben, wasz?« Lorenzo nickt, wartet, bis der Wirt in der Speisekammer verschwunden ist, erhebt sich, geht mit ihr durch die kleine Tür und steigt die engen, steilen Stufen in den Keller hinab. Als sie ans Ende der Treppe kommen, ist es spürbar kühler. Der feuchte Kellergang ist nur mit einer kleinen Öllampe beleuchtet und verzweigt sich in weitere dunkle Gänge. Lorenzo beginnt den Hals der Magd zu liebkosern. Die junge Magd beginnt schneller zu atmen, errötet und schließt die Augen. Lorenzo lässt plötzlich ab von ihr.

»Ah no!«, hält sich Lorenzo eine Handfläche an die Stirn und seufzt – »Ich bin senza slancio ... ohne Feuer. Gönnt mir einen guten Tropfen, Signorina, und meine Lenden werden in Schwung kommen, eh?«

Die Magd versteht nicht. Lorenzo deutet in den dunklen Gang.
»Wo ist der Weinkeller?«

»Der Weinkeller? Der Wirt hatsz mir verbotn, Gäszt in den Weinkeller mitznehmen!«

»Aber für eine kleine amorazzo ... Liebelei?«

Die Magd beginnt an ihren dunklen Fingernägeln zu kauen.

»Aber der Wirt hatsz mir verbotn!«

Lorenzo führt seine Hand an ihren Busen und spielt mit einem Silbertaler, den er wie aus dem Nichts vor ihre Nase hält.

»Bene, eh?«

Die Magd bekommt große Augen. Sie will nach der Münze greifen, aber Lorenzo lässt diese wieder in seinen Fingern verschwinden. Mit dem Kopf deutet er in den dunklen Gang. Die Magd zögert, dann nimmt sie die Öllampe und geht mit Lorenzo weiter in den Keller hinein. Bei einer Holztür bleiben sie stehen. Die Magd lockert einen Stein, schiebt ihn zur Seite, holt einen Schlüssel hervor und sperrt damit die Tür zum Weinkeller auf. Sie dreht sich zu Lorenzo.

»Macht schnell! Mit dem Wirt iszt gar net szpaszn!«

»Mit mir auch nicht, Signorina«, legt Lorenzo einen Finger auf ihren Mund, öffnet die Tür und führt sie in den Weinkeller.

Er entzündet eine weitere Öllampe, die auf einem Fass beim Eingang steht und sieht sich bei den aufgeschichteten Weinflaschen um, während die Magd ihren Rock rafft und sich an eine kahle Mauer lehnt.

»Der gnädige Herr szoll schneller machn!«, ruft sie ihm leise zu, aber Lorenzo hat es scheinbar nicht eilig. Die Magd, die bereits die kühle Mauer in ihrem Rücken spürt und fröstelt, wendet ihren Kopf zur Tür und lässt vor Schreck den gerafften Rock wieder fallen.

»Pszt!«, deutet sie Lorenzo aufgeregt – »Der Wirt kommt die Trepp runter!«

Lorenzo bringt es nicht aus der Ruhe. Er dreht die eine, dann die andere Flasche um und besieht sich nur jene Flaschen genau, die eine Zahl am Korken eingeschrieben haben. Schließlich zieht er eine Flasche heraus, hält sie ins Licht der Öllampe und nickt zufrieden. Er steckt sie in seinen Rock und geht gut gelaunt zur Magd, die noch immer an der Mauer lehnt, ihren Rock erneut rafft und auf die venezianische Liebelei wartet. Lorenzo mustert die Beine und den Unterleib der Magd. Er geht mit seiner Öllampe näher und beugt sich ein Stück hinunter. Seine Augen wandern vom Unter- zum Oberschenkel und halten auf der Höhe ihres Geschlechts. Lorenzo kneift ein Auge zusammen, wiegt den Kopf unschlüssig hin und her. Schließlich richtet er sich wieder auf.

»Signora, ich möchte mich nun verabschieden.«

»Wasz ... wasz szagt er da, der gnädig Herr?«, stottert die Magd. »Von deiner Sorte könnte ich für eine Münze hundert und mehr haben«, nickt Lorenzo und klopft mit den Fingern auf die Flasche in seinem Rock – »Aber von einem guten Tropfen gibt es bedauerlicherweise nicht sehr viele. Das kannst du Lorenzo ruhig glauben.«

Lorenzo stellt die Öllampe auf das Fass, öffnet die Tür, tritt hinaus und geht den dunklen Gang entlang. Am Beginn der Treppe läuft er in den Wirt, der eine brennende Kerze hochhält.

»Wasz hat der Herr mit meiner Magd im Keller zu schaffen ghadt?«, fragt der Wirt ungehalten.

Lorenzo macht eine eindeutige Geste.

»Hat der Herr dafür ansständig zahlt?«, brummt der Wirt.

»Si! Deine Magd hat bekommen, was sie verdient«, antwortet

Lorenzo, zwickt den Wirt sanft in die dicke Backe, schiebt sich
an ihm vorbei, geht die Treppe nach oben und davon.

+ + + +

60

Anmerkungen

Persönlichkeiten der Revolution werden nur mit dem Geburtsjahr angegeben; in späteren Bänden wird die Geschichte dieser Menschen weitererzählt; überlieferte Passagen oder Zitate werden kursiv dargestellt.

Kapitel 46: Die Besitzungen des **Magnaten** Fürst Radziwill waren halb so groß wie Irland; 1789 gab dieser ein Fest für 4000 Gäste; Magnat Fürst Felix Potocki hatte etwa drei Millionen Morgen Besitz in der heutigen Ukraine.^A ♦ Die Aufstockung der polnischen Reiterei wurde tatsächlich am 6. Februar 1789, in der 63. Session, vom polnischen Reichsrat beschlossen. Die diesbezüglichen Informationen wurden folgendem Beitrag entnommen: *Polnische Reichstags-Angelegenheiten aus Historisch-politisches Magazin, nebst litterarischen Nachrichten 1789; 5. Bd., S. 219 - 229* ♦ Elsass wird im Text nach der alten Schreibweise Elsaß geschrieben. Gegen Ende des 17. Jhd. konnte Ludwig XIV. größte Teile des Elsaß für Frankreich gewinnen. Einzelne deutsche Besitzungen wurden erst während der Französischen Revolution eingegliedert.

A S. 543, [kdm 15]

Kapitel 47: Die polnischen **Bauern** der damaligen Zeit waren »ärmer, bescheidener und unglücklicher, denn alle anderen Men-

schen, die wir auf unseren Reisen gesehen haben«, schreibt William Coxe in *Reise durch Polen, Russland, Schweden und Dänemark; Zürich, Orell, Gessner & Füsslin; 1785 – 1792*

Kapitel 49: »Was die Musik angeht, so bin ich unter lauter Viecher und Bestien [...]«, schrieb Mozart am 1. Mai 1778 aus Paris über den musikalischen Geschmack der Pariser Oberklasse.^A

A S. 492, [kdm 16]

I S. 123, [kdm 15]

Kapitel 50:

I S. 66, [philo] François de la Rochefoucauld (1613 – 1680), auch Larochefoucauld
»Alle Handlungen haben egoistische Motive.«

Kapitel 52

I den Durchschuss schildert Robert von Ranke-Grave in seiner Autobiographie *Strich drunter!*
I S. 123, [kdm 15]

Kapitel 55 Das Buch *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* erschien im Jahre 1771 noch unter dem Namen Wielands, einem Weimarer Dichter, der mit Goethe bekannt war. Tatsächlich war die Verfasserin Sophie von La Roche. Das Buch gilt als erster deutscher Frauenroman und soll Goethe zu seinem *Werther* inspiriert haben.

LESEPROBE
VERSION 22082010

RICHARD K. BREUER
MADELEINE
ANATOMIE EINER TRAGÖDIE
AM VORABEND DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION
BAND III - MORRIS - 1789

ISBN: 978-3-9502498-3-5

UMFANG: 312 SEITEN

FORMAT: 13,5 X 19 CM

TASCHENBUCH / EBOOK

€ 14,90 / € 4,90

NOVEMBER 2010

WEB: WWW.I668.CC

E-MAIL: TIRET@I668.CC

TWITTER: [@dschun](https://twitter.com/dschun)

FACEBOOK: RICHARD.K.BREUER

JETZT VORBESTELLEN!

Ich bin restlos

Der Autor hat seine **schöne, sorgfältige Sprache** der Zeit angepasst, er arbeitet mit farbigen Bildern, er **lehrt nicht**, er teilt die Welt nicht in Gut und Böse auf, sondern lässt dem Leser in jeder Hinsicht ausreichend Platz, sich seine eigene Meinung zu bilden. Ich freue mich schon auf die nächsten Bände. **Helene Luise Köppel, Autorin**

Ich war von **Sprache, Tempo, Witz** und dem »Kapitel-Gang« sehr angetan, vom Vorwort berührt, vom Personenaufmarsch beeindruckt, vom Mirabeau-Kapitel gefordert, von der Szene im kleinen Spiegelsaal etwas verwirrt und insgesamt betrachtet begeistert. **vanilla_kanteen, Schauspielerin**

Eine packende Handlung, der Blick fürs Wesentliche und ein mit Humor gespickter Erzählstil sind der Garant für einen Roman, der weit weg von allen stupidem historischen Publikationen anzusiedeln ist und zweifelsohne seines Gleichen sucht. **Anita Luttenberger, Lektorin**

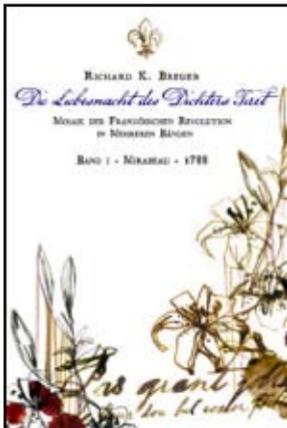
Beste Screwball-Tradition zu Zeiten der Französischen Revolution. Aber der Autor hat immer zwei Gesichter: die lockere, freche, auch etwas erotische Seite und die penible, wissenschaftliche. Über jeden Zweifel erhaben ist das Layout – kein Wunder, dass der Autor im Selbstverlag veröffentlichen muss, kein Verlag hätte die Zeit für die ausgefeilte und aufwändige **Typographie**.

Peter Bosch, Autor

Wer leichte Unterhaltungskost mit hohem Herz-Schmerz-Faktor sucht, wird bitter enttäuscht werden. Jene aber, die ein bisschen Geschichte und neues Wissen nicht scheuen, sollten sich wirklich an das Buch herantrauen. **besue.livejournal.com**

beeindruckt!

Ann-Christin Seckler



Richard K. Breuer

Die Liebesnacht des Dichters Tiret

Mosaik der Französischen Revolution

Band I

Mirabeau

1788

230 Seiten, 12,5 x 18,81 cm

Paperback/Taschenbuch

DIE LIEBESNACHT DES DICHTERS TIRET
August bis Dezember 1788. Als sich der Gelehrte Aleksander Mickiewicz in die schöne Madeleine, Tochter eines polnischen Aristokraten, verliebt, ahnt er noch nichts von den mysteriösen Umständen seiner Herkunft und von den Ereignissen, die ihn bald unversehens in die politischen Umbrüche hineinziehen werden. In Begleitung des geheimnisvollen, zuweilen verschrobenen *Marquis d'Angélique* begibt er sich auf eine gefährliche Reise nach Frankreich und begegnet dem genialen Vordenker der Revolution *Graf Mirabeau* und weiteren historischen Personen. Seine Welt beginnt, am Vorabend der Revolution aus den Fugen zu geraten ...

Umschlag-Illustrationen der *Tiret*-Reihe von Kheira Linder, Stockholm

ISBN 978-3-9502498-1-1 Der historische Roman »Die Liebesnacht des Dichters Tiret« ist als Taschenbuch und als e-Book (PDF, epub, mobipocket, kindle) im Fachhandel, über amazon.de, beam-ebooks.de oder über den Verlag zu beziehen. Lese- und Hörprobe, sowie alle weiteren Infos finden Sie hier: <http://www.1668.cc>

Eine klare Lese-Empfehlung

Richard K. Breuer hat in seiner Geschichte nicht nur Sinn für Kriminalistik und Geschichte bewiesen, sondern sorgt mit treffsicher dosiertem Humor für gute Unterhaltung. Ich fühlte mich gelegentlich an Hercule Poirot von Agatha Christie erinnert. Die schöne Sprache, gut beschriebene Charaktere und nicht zuletzt ein überraschendes Ende machten das Lesen wirklich zu einem kurzweiligen Vergnügen. Klare Leseempfehlung. Auch für Geschichts- und Französischmuffel! **Martin Weiß, buch-ratschlag.de**

Richard K. Breuer ist ein Wiener Autor, der seine Bücher selbst verlegt. «Brouillé» ist das erste Buch, welches ich von ihm gelesen habe und ich bin hellauf begeistert! Dieser Roman ist historisch, komisch, kriminell, dubios und köstlich alles in einem ... Allerdings kann man diesem Werk nicht wirklich gerecht werden mit einer Besprechung, also bitte selber lesen. Ein Buch, welches eher nicht in jeder Buchhandlung steht, ein wahrer Geheimtipp. Also insistieren Sie in ihrer Buchhandlung und bestellen sie diesen «Wiener Spinnharmoniker». **Manuela Hofstätter, lesefieber.ch**

Dass das Buch als Buch ein Schmuckstück ist, ist bei Breuer ja mittlerweile *state of the art*. **ausgelesen.de**

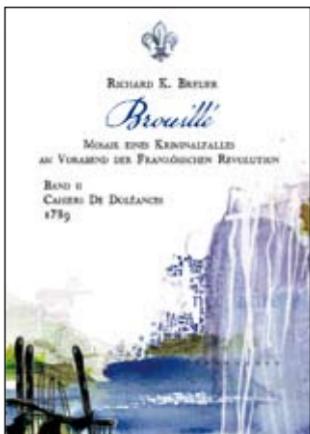
Ein dandyhafter Marquis, ein verliebter Jungspund und ein überkorrekter Querdenker; dieses ungleiche Trio bietet ein meisterhaftes Schauspiel in subtiler Sprache und mit spitzfindigen Kommentaren. Breuer katapultiert einen in den Morgen der französischen Revolution und lässt den Leser das Grummeln vor der Explosion spüren. Diese dramatischen Ereignisse liefern den Hintergrund eines süffisanten, aber äußerst intelligent in Szene gesetzten Krimis, der großes Suchtpotential mit einschließt. **Daniela Loisl, leser-welt.de**

Soeben habe ich das Buch aus der Hand gelegt und kann nicht viel mehr sagen, als dass es mich sehr begeistert.

Victoria Schlederer, Autorin

Geheimtipps

Hercule Poirot lässt Grüßen!



Richard K. Breuer

Brouillé

Mosaik eines Kriminalfalles am Vorabend der Französischen Revolution

Band II

Cahiers de Doléances

1789

360 Seiten, 13,5 x 19 cm

Paperback/Taschenbuch

BROUILLÉ

März 1789. Marquis d'Angélique erfährt von einer außergewöhnlichen Teufelei im Schloss des *Viscomte de Moucel*. Gemeinsam mit dem polnischen Gelehrten Aleksander Mickiewicz und dem jungen amerikanischen Hitzkopf Thomas Duport begibt er sich zum Schloss Vallée-Chessy. Dort erfahren die drei vom rätselhaften Tod des alten Gutsverwalters, erstellen mit den Bauern der verhassten Gemeinde Clichy-sous-Bois die Beschwerdehefte, untersuchen das seelenlose Wasser einer kleinen Quelle im Wald von Vaujours und werden Zeugen einer Entführung. Bald schon bemerken sie, dass im Schloss nichts ist, wie es scheint. Aber jede Wahrheit kommt ans Licht.

Umschlag-Illustrationen der *Tiret*-Reihe von Kheira Linder, Stockholm

ISBN 978-3-9502498-2-8 Der historische Kriminalroman »Brouillé« ist als Taschenbuch und als e-Book (PDF, epub, mobipocket, kindle) im Fachhandel, über amazon.de, beam-ebooks.de oder über den Verlag zu beziehen. Lese- und Hörprobe, sowie alle weiteren Infos finden Sie hier: <http://www.1668.cc>

Ich habe das "illegale Paperback" sehr genossen.

Diana Porr, Lektorin

das buch hat mich gar nicht mehr losgelassen und ich hab es in **2 tagen fertig gelesen**; das spezifische ist der lockere umgang mit realität, oder besser: verschiedenen realitäten, die sich vermischen. das buch hat auch einen starken erzählerischen faden, der gegen ende vielleicht nicht mehr ganz so fesselnd und stringent ist, wie am anfang. insgesamt ein wirklich großes lob! **ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Roland Steinbauer, Fakultät für Mathematik an der Universität Wien**

Der freundliche Hinweis in der rechten unteren Ecke ist ernst zu nehmen: **Kein Kinderbuch!** Es ist als wäre Terry Pratchett sexuell traumatisiert worden und würde all das schreiben, was er sich aus Angst vor Zensur nicht traute. Richard K. Breuer traut sich alles. **Peter Bosch, Autor**

Ein in Dialogform gefasster Comic-Strip mit **pornografisch-futuristisch-philosophischen Tendenzen**, Trash-Movie-Charakteren mit dazu passenden Illustrationen und Handlungselementen, die an ein Computerspiel erinnern. Der Wiener Autor beweist eine weitreichende multimediale Kreativität, die für eine außergewöhnliche und witzige Unterhaltung sorgt - sofern man auf das Absurde, Irre und Abgefahrensteht. Ein Buch, das man im wahrsten Sinne des Wortes bis zur letzten Seite liest. **Gabriele Haberl, B(l)ücherblog**

Rotkäppchen 2069 ist eine der außergewöhnlichsten schriften, die mein auge bisher zu gesicht bekam. aber als alter **douglas adams** und **philip k dick** fan konnte ich mich doch ganz gut darin zurechtfinden. **Jens Piffrement**

Ein skurriles virtuelles Märchen! **Maria Malle**

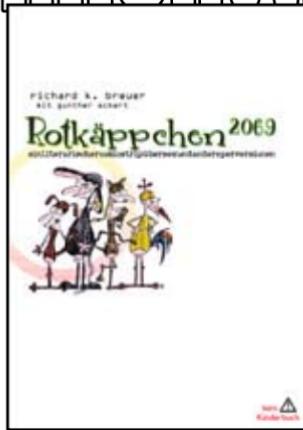
*SCHRILL, SCHRÄG, SURREAL,
PHILOSOPHISCH.* . Raoul Tollmann

Auf dem Cover wird fleißig Namedropping betrieben. Von Kafka, Freud, Terry Pratchett, Philip K. Dick, Douglas Adams und der Matrix ist dort die Rede. Die üblichen Verdächtigen, denkt man, wenn es darum geht, ein Buch zu bewerben. Aber ich habe sie alle darin wieder gefunden und könnte sogar noch einige hinzufügen, denn das Buch ist ein Sammelsurium, eine Fundgrube für Literatur- und Filmjunkies. Bewährte Science-Fiction- und Fantasy-Elemente werden darin gehörig durchgemischt. **Andreas Zwengel**
auf tcboyle.de

schlichtweg

genial!

Monika Leiner



nur noch
Restexemplare
erhältlich!

Richard K. Breuer
mit Gunther Eckert

Rotkäppchen 2069
einliterarischercomicstrip
übersexundandereperversionen

324 Seiten, 13,5 x 19 cm
48 Cartoons in s/w und 18 in Farbe
Paperback/Taschenbuch

ROTKÄPPCHEN 2069

New York, 2069: Um ihren gesundheitlichen und sexuellen Problemen auf den Grund zu gehen, werden zwei Frauen und zwei Männer im August des Jahres 2069 an einen Quantenrechner angeschlossen und einem künstlichen Traum ausgesetzt. Doch das Experiment von Prof. Storm geht schief und die vier Versuchspersonen müssen von selbst einen Weg aus der virtuellen Welt finden, verfolgt vom künstlich intelligenten Überwachungsprogramm GIACOMO, das dies mit allen Mitteln verhindern will. Jetzt können nur noch ROTKÄPPCHEN und EGON, DER ZWERG MARGULEVS, helfen. Eine irrwitzige, chaotische und absurde Reise beginnt. Werden sie den Notausgang finden?

mit Cartoons von Gunther »Ecki« Eckert, Dresden

ISBN 978-3-9502498-0-4 Die absurde Science-Fiction-Komödie »Rotkäppchen 2069« ist als Taschenbuch und als e-Book (PDF, epub, mobi-pocket, kindle) im Fachhandel, über amazon.de, beam-ebooks.de oder den Verlag zu beziehen. Leseprobe, sowie alle weiteren Infos finden Sie hier: <http://www.1668.cc>

ähnelt den Werken

Schwarzkopf ist ganz großes Kino! Eine geniale Mischung aus Heimattheater, Slapstick und ja, fast schon **Monty Python!**

Marijke Duits, Moderatorin bei Radio Aachen

EIN LESEVERGNÜGEN! Peter Bosch, Autor

Vage an den Plot von *Der dritte Mann* angelehnt, wird alles verwurstet, was auch nur irgendwie mit goldenem Wienerherz und kriminellen Machenschaften zu tun hat, *Kottan ermittelt* eingeschlossen. Eine Satire in Dialogform, in der jeder Tag für die Hauptdarsteller mit der Entlassung aus der Prominentenzelle des Polizeigefangenenhauses beginnt, entbehrt nicht eines gewissen Charmes.

Martin Lhotzky, Falter Buchbeilage 42/09

Skurril, witzig, einfach etwas Besonderes. Wer lachen möchte und ein Faible für unsere südlichen Nachbarn hat, wird an Richard K. Breuers Buch eine Menge Freude haben. Vorsicht, wer nicht lachen kann oder will: Finger weg! **Detlef Richter, leser-welt.de**

Slapstick-artige Szenen, Absurditäten auf mehreren Erzählebenen und bitterböse Seitenhiebe auf die österreichische und insbesondere auf die Wiener Seele machen Schwarzkopf zu einem Event, das einem nicht jeden Tag passiert und zu dem man auch die nötige Aufmerksamkeit haben muss. In rasantem Tempo fährt der Autor mit dem Leser ab und nötigt ihm die volle Konzentration in jeder Zeile ab. Wie's halt sein soll - bei einem anständigen, rabenschwarzen und grenzgenialen Wiener Krimi! **Gabriele Haberl, Bi(l)ücherblog**

Schwarzkopf ist pures Vergnügen für alle Fans „breueresken“ Humors, fünf Sterne! **Helene Köppel, Autorin**

von Wolf Haas!

Andreas Zwengel, tcboyle.de



Richard K. Breuer

Schwarzkopf

eine absurde Wiener Krimicomedy
über Hollywood und andere
Grauslichkeiten

304 Seiten, 13,5 x 19 cm

Paperback/Taschenbuch

SCHWARZKOPF

Wien, nahe Zukunft: Exil-Wiener Harald Schwarzkopf – erfolgreicher Drehbuchautor in L.A. – soll am Remake zum Film *The third man* arbeiten. Er reist nach Wien, um das neue Filmprojekt potenziellen Investoren und Politikern vorzustellen. An seiner Seite das zuweilen durchgeknallte »Regie-Wunderkind« Ernesto Ostwaldo. Als Schwarzkopf seinen alten Freund Otto Sittich besuchen möchte, muss er feststellen, dass dieser einen mysteriösen Unfall hatte. Schwarzkopf und Ostwaldo beginnen zu recherchieren, stolpern dabei über den Schlitzer von Wien, erfahren, dass Otto Sittich in einebrisante Affäre tief verstrickt war und lösen in nur 5 Tagen eine Katastrophe nach der anderen aus. Schlussendlich steht Bundeskanzler Schuhnagel das Wasser bis zum Hals. Im wahrsten Sinne des Wortes ...

ISBN 978-3-9502498-6-6 Die rabenschwarze Wiener Krimikomödie »Schwarzkopf« ist als Taschenbuch und als e-Book (PDF, epub, mobi-pocket, kindle) im Fachhandel, über amazon.de, beam-ebooks.de oder den Verlag zu beziehen. Leseprobe, sowie alle weiteren Infos finden Sie hier: <http://www.1668.cc>

Danksagung

Es erfordert Mut, sich zu fürchten.
Montaigne (1532 – 1592)

Dagmar Grieser, die sich (einst) mit großer Hingabe der *Tiret-Saga* widmete; Teresa Chrapowicka, die mit Madeleines Schicksal so gar nicht glücklich ist und mir damit anzeigt, dass ich richtig liege; Victoria Schleiderer, uneigennützige Autorenkollegin, die *Madeleine* mit großer Spannung gelesen hat und die mich in heller Vorfreude bedrängt, endlich *Penly* lesen zu dürfen; meine Eltern, die sich noch immer Sorgen machen, ob der Brotlosigkeit ihres Sohnes; Friederike Bülig für die allerletzte orthographische Durchsicht und Aufdeckung des einen oder anderen bösen Vertippers; natürlich Eva Ječminek für Lektorat und gesunde Einwände; und schließlich allen Förderern, ohne deren wohlwollende Unterstützung dieses literarische Projekt nicht in die Tat umgesetzt worden wäre.

Wien, im August 2010

Der vierte Band »Penly«
ist für Ende 2010/Anfang 2011 geplant.

IMPRESSUM

Richard K. Breuer
Friedrich-Engelsplatz 15 - 16/9/39
A-1200 Wien
rkb@1668.cc
www.1668.cc

Umschlag-Illustration von Kheira Linder, Berlin - Stockholm
mit Fotos/Illustrationen von
blood, dreadful, background by creative at fotolia.com
Saber of Russian infantry officer by Oleg Kulakov at fotolia.com
Bronze Russian cavalry flint pistol by Oleg Kulakov at fotolia.com

»Macht Lust auf mehr.«

leser-welt.de

zu Band I

»Herrliche Dialoge.«

libromanie.de

zu Band I

eine abenteuerliche Reise



»Selten habe ich die Zustände im vorrevolutionären Frankreich so anschaulich beschrieben gefunden«

schreibtaeter.eu

zu Band I und II

»Dialogstarke Sprache!«

Diana Porr, Lektorin

zu Band I

»Der Autor hat seine schöne, sorgfältige Sprache der Zeit angepasst, er arbeitet mit farbigen Bildern, er belehrt nicht, er teilt die Welt nicht in Gut und Böse auf, sondern lässt dem Leser in jeder Hinsicht ausreichend Platz, sich seine eigene Meinung zu bilden.«

Helene Luise Köppel, Autorin

zu Band I

EUROPA. FEBRUAR 1789.

Madeleine und Ludomila, die beiden Töchter der Opalińska machen sich heimlich von Olmütz nach Frankreich auf, um endlich Aleksander Mickiewicz und Marquis d'Angélique zu treffen. Auf ihren Fersen eine in ihren Methoden wenig zimperliche polnische Söldnerbande und ein giftiges italienisches Meuchelmörderpärchen, die allesamt den lukrativen Auftrag bekommen haben, Mickiewicz zur Strecke zu bringen. Ein simpler Plan, der gehörig aus dem Ruder läuft und schlussendlich mehr als nur einem Menschen das Leben kosten wird. Eine Tour-de-Force durch das vorrevolutionäre Frankreich.

ein simpler Plan!



www.1668.cc



€ 14,90 (A, D)

ISBN 978-3-9502498-3-5

